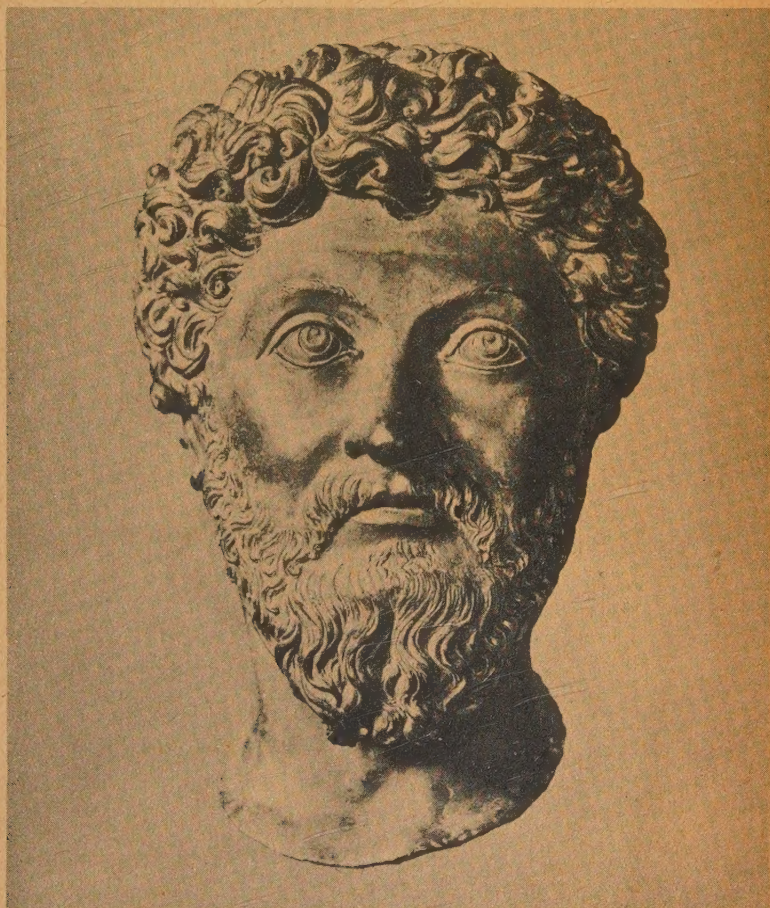


DEUTSCHE RUNDSCHAU

JAHRGANG
OKTOBER 1935



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

JÄHRLICH 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

AN UNSERE LESER

Die „Deutsche Rundschau“ beginnt mit dem Oktoberheft ihren 62. Jahrgang. Der Aufgabe, die sie sich von Anbeginn gestellt hatte, die repräsentative deutsche Zeitschrift als würdiges Gegenstück zu den großen Revuen des Auslandes zu sein, ist die „Deutsche Rundschau“ während der 61 Jahre ihres Erscheinens treu geblieben. Als Dienerin am deutschen Volke hat sie diese Aufgabe in wechselnden Formen, aber immer mit dem gleichen vollgewichtigen Inhalt zu lösen sich bemüht. Die wechselnden Formen waren bedingt durch die Schicksale des deutschen Volkes. Bald mußten auf der einen Seite lohnende und schöne Aufgaben zurückgestellt werden, um auf einer anderen Seite, wo die deutsche Not besonders brennend war, das Vollgewicht unseres Willens und Könnens einzusetzen. So hat die „Deutsche Rundschau“ lange Zeit in vorderster Linie des volksdeutschen Gedankens und der inneren Erneuerung unseres Volkes gestritten und mußte die unseren Lesern und ihr lieb gewordene Aufgabe, die geistigen und künstlerischen Kräfte des deutschen Volkes zu zeigen, darüber zurückstellen. Die klare und eindeutige Linie, das deutsche Sein in seiner reinen und wahren Gestalt zum Ausdruck zu bringen, ist unter den wechselnden Formen immer die gleiche geblieben. Unsere Leser haben es mit Dank empfunden, daß wir zur Verdeutlichung des wahren Seins auch das Mittel des Bildes in besonderer Form herangezogen haben. — Jetzt glauben wir die Zeit gekommen, daß wir eine der schönsten Aufgaben, welche die „Deutsche Rundschau“ von ihren Anfängen übernahm: die besten Romane der besten deutschen Dichter und Schriftsteller zu bringen, wieder aufnehmen können. Wir schließen an eine große Tradition, die mit den Namen Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane, Theodor Storm, Marie v. Ebner-Eschenbach und vielen anderen verbunden ist, an, wenn wir jetzt mit dem Vorabdruck des bisher unveröffentlichten Romans von

Hans Grimm / Raffernland

Eine deutsche Sage

beginnen. Daß Hans Grimm der erste deutsche Dichter ist, von dem wir wieder einen Roman bringen, gereicht uns zur besonderen Genugtuung. Dieser Roman ist als erstes Werk nach Hans Grimms Rückkehr aus Afrika entstanden. So hat er die ganze Frische der afrikanischen Eindrücke und der Atmosphäre und greift zu gleicher Zeit in bedeutsamster Weise nach dem Deutschland der Mitte des 19. Jahrh. hinüber, in welcher Zeit der Roman spielt. — Um unserer Aufgabe, die Leser von einem klaren und eindeutig deutschen Standpunkt aus über die wirklich bedeutsamen und in größerem Zusammenhang entscheidenden Ereignisse zu unterrichten, werden wir vom neuen Jahrgang an in jeder Nummer unserer Zeitschrift in einer „Rundschau“ das zusammenfassen und glossieren, was dem Leser in der verwirrenden Fülle der bewegten und erregenden Ereignisse es ermöglicht, die Linie der Entwicklung zu verfolgen. —

Wir bitten alle unsere Leser und Freunde, auch ihrerseits den Wirkungsgrad unserer Arbeit dadurch zu erhöhen, daß sie in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis für die alte „Deutsche Rundschau“ in ihrer neuen bereicherten Form werben.

D I E S C H R I F T L E I T U N G

Soeben erscheint die Fortsetzung vom „Weiten Weg“

August Winnig

Heimkehr

In Leinen gebunden RM. 5.80

August Winnigs Lebensweg ist uns Symbol geworden: Der junge Arbeiter, der sich um die Jahrhundertwende mit heißem Herzen in den politischen Kampf stürzt, der mit immer wachsender Enttäuschung die ganze Erbärmlichkeit marxistischer „Arbeiterführer“ aus nächster Nähe erleben muß, den dann aber die nie verlorene Bindung an Blut und Heimathoden und das Erlebnis des Krieges zu einem Vorkämpfer nationalen Denkens unter der Arbeiterschaft werden läßt, zum Ruder der Entwicklung vom Proletariat zum Arbeiter-tum. Und voller Staunen ließen wir uns gefangennehmen von der echten Künstlerschaft seines dichterischen Gestaltens, von der Wärme und Innigkeit seines seelischen Erlebens.

Wenn Winnig uns nunmehr vom „Frührot“ über einen „Weiten Weg“ seine „Heimkehr“ miterleben läßt, die ihn durch spannende Stationen wie den Kampf um das Baltenland, Oberpräsidentschaft von Ostpreußen und Teilnahme an dem politischen Streit der Revolutionsjahre in das „innere Reich der Deutschen“ führt, so ist es wieder jene seltene Verbindung politischen Kampfertums und deutscher Innerlichkeit, die uns in ihren Bann schlägt und dies Buch Winnigs zu einem unverlierbaren Erlebnis werden läßt.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Ein Taschen-Atlas

Die moderne Kartographie hat in den letzten 10 Jahren große Fortschritte gemacht, so daß man heute neben den technisch-zeichnerischen Leistungen vor allem die inhaltliche Eigenart eines neu erscheinenden Atlas abwägt. Man richtet in viel stärkerem Maße als früher die Aufmerksamkeit auf die Art und Wahl der Kartenauschnitte und überhaupt auf die allgemeine Aufgabenstellung eines Atlases. Dabei pflegt der moderne Mensch heute so hohe Anforderungen an alles Technische zu stellen, daß er einen peinlichst mit der Hand gestochenen Atlas als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Das Merkwürdige ist nun aber, daß die Kritik der meisten Menschen Atlaswerken gegenüber doch recht unermessend ist. Denn sonst hätten die vielen kleinen, in letzter Zeit erschienenen Kartenbändchen, deren Qualität mitunter zu wünschen übrig ließ, nicht so weite Verbreitung finden können. Es ist sehr interessant zu sehen, wie der Verlag Bibliographisches Institut einen Weg gefunden hat, nunmehr ein kleines Kartenwerk, Meyers Taschen-Atlas, zum Preise von nur 3.— M. heraus-

zugeben, ohne auf die Wahl der allzu kleinmaßstabigen Karten der vielen kleinen, im Handel vorhandenen Atlanten zu verfallen. Ein kurzes Blättchen in dem Werk bringt die restlose Aufklärung. Da erscheinen zwei- bis dreimal gefaltete Karten, die sich leicht und bequem aufschlagen lassen und ein schönes und klares Kartenbild vor Augen führen. Die Maßstäbe bewegen sich für die meisten europäischen Länder um 1:2 bis 1:4 Millionen herum. Es ist selbstverständlich, daß in diesem immerhin 51 Haupt- und Nebenkarten umfassenden Atlas Deutschland und Europa im Vordergrund stehen, ohne daß durch diese aus der Praxis gewonnene Bevorzugung die außereuropäischen Gebiete zu kurz weglämen. Die geographische Einleitung vermittelt sehr interessante Einblicke und Angaben über die Gliederung der Menschheit und der Erde nach bestimmten, von der Natur oder Kultur gegebenen Richtungen. Außerlich ist Meyers Taschen-Atlas ein recht ansprechender Band, den man bequem in eine Tasche stecken kann, nur daß er infolge seines gefälligen Hochformats ein gut Teil des Buches aus der normalen Tasche herauschauen würde.

*

W 7154



Alles sonst Wissenswerte vermittelt Ihnen die Werbeschrift Nr. 786

AKTIENGESellschaft VORM.
SEIDEL & NAUMANN
DRESDEN-A 5 · GEGR 1868

KALODERMA-RASIER-SEIFE ist *★ glyzerinhal-*
tig — daher besonders
leichtes, schnelles und
angenehmes Rasieren!

„Die Idee an sich und die ganze Technik der Durchführung ist so vorzüglich, daß ich dem Unternehmen weiteste Verbreitung wünschen und sichern möchte.“

So schreibt Prof. Reko, Mexiko — einer von vielen — über die einzigartige moderne Sprachen-Monatschrift „Weltverkehrs-Sprachen“, die in jedem Heft 8 Sprachen für 85 Pfg. bietet. Probeheft zur Ansicht vom Verlag: Leipzig C 1, Postfach 438



Hahn Künstlerbilder- bücher

Von wahrhaften Künstlern
des Bildes und des Wortes
geschaffen, sind die besten
Geschenke zu jeder Zeit
und bei jeder Gelegenheit

Gesamtverzeichnis
steht gern kostenlos zur Verfügung

Alfred Hahns Verlag ^{G.m.}_{b.H.} Leipzig

Japans wahres Gesicht

Zu den unendlich vielen Büchern über Japan, die gründliche Kenner und mit beneidenswertem Mut Reisende nach flüchtigem Aufenthalt über dieses europäischen Denken und Fühlen immer noch leidlich verschlossene Land geschrieben haben, tritt jetzt das Buch eines Japaners Komakichi Noharo „Das wahre Gesicht Japans“ (Dresden 1935, Zwinger-Verlag, 300 Seiten mit 25 Aufnahmen, 4.80 RM.). Hier nimmt mit Temperament und Geschick ein Japaner Stellung gegen die bestehende, vor allem deutsche Auffassung über Japan, als ob Japan wirklich nichts anderes sei als das Land der Kirschblüte, der Tempel, der Geishas, des Fuji-Berges und eines soldatischen Volkes. Er versteht, die Legende von dem doppelten Gesicht Japans mit sehr exakten Angaben zu zerstören. Er gliedert sein Buch in die Abschnitte: Das doppelte Gesicht Japans; Auch Japaner können nicht zaubern; Erdbeben als Erziehungsmittel; Das Leben des Japaners; Des Tages Arbeit; Der japanische Krieg; Die große Auseinandersetzung am Pazifik. Mit diesem Buche vertraut, wird gerade der deutsche Besucher Japans alle landläufigen Irrtümer vermeiden und sich darüber klar werden müssen, mit welcher ungeheurer Kraftreserve und wie zielbewußt Japan — Japans Staatsleitung, aber auch das japanische Volk — an die Aufgaben herangeht, die diesem Volk vom Schicksal gestellt sind. Wir lernen daraus, daß neben dem Blütenzauber

KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL



KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL
KLEIN-CONTINENTAL

Jetzt schreibt sie noch einmal so gern,

denn sie freut sich selbst über die rasche Erledigung
und die klare, saubere Schrift der

KLEIN-CONTINENTAL

Diese kleine, wenig Raum beanspruchende Maschine
fügt sich in jede Umgebung unauffällig ein, da sie in
verschiedenfarbiger Lackierung geliefert werden kann.

Verlangen Sie bitte Druckschrift 2015 unverbindlich.

Auch über die deutsche geräuschlose Schreibmaschine
Continental Silenta teilen wir Ihnen unverbindlich
gern nähere Einzelheiten mit.

WANDERER-WERKE SCHÖNHAU - CHEMNITZ



eiserner Wille zur Erfüllung des eignen Lebens-
 jedes steht und daß das ewig lächelnde Gesicht
 Japaners der Vorhang vor einer tiefen Ernst-
 ffigkeit ist. Der Verfasser überwindet mit Takt
 Schwierigkeit, das eigne Volk unter eine Höhen-
 ine zu stellen, die die Vorzüge ganz besonders
 vortreten läßt und die Schwächen in mildes
 nkel hüllt. Das Buch ist selbst ein gutes Zeichen
 japanische Art: mit einem sachlichen Fanatismus
 Dinge klar und unsentimental darzustellen und
 den großen irrationalen Werten des eignen
 Volkes gerecht zu werden. D. R.

Handbuch der Kulturgeschichte

Dr. Heinz Kindermann, der Herausgeber des
 Handbuches der Kulturgeschichte" (Pots-
 dam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion) hat
 zwei weitere Lieferungen des großen Werkes heraus-
 gebracht, Lieferung 7-9. Von Gustav Neckels
 Kultur der alten Germanen" sind jetzt das
 dritte Heft (Lieferung 7) und das vierte Heft (Liefere-
 ung 9), durch das diese Arbeit abgeschlossen wird,
 erschienen. Neckel läßt in klarer und übersichtlicher
 Form sein umfassendes Wissen und die Ergebnisse
 seiner Forschungen vor dem Leser plastisch entstehen.
 Die Lieferung 8 bringt das zweite Heft des Abschnitts
 „Die Kulturen Großbritanniens, der
 Vereinigten Staaten, Skandinaviens und
 der Niederlande“. Alle Lieferungen sind wiederum
 reich bebildert. D. R.

(Fortsetzung auf Seite IX)

Zinzendorf

war einer der be-
 deutendsten Männer
 vor 200 Jahren. Sein
 Gedankengut ist für
 uns gerade heute
 sehr wertvoll.

Im Oktober erscheint:

**D. Uttendorfer, Zinzendorfs religiöse
 Grundgedanken.** Darstellung seiner Religions-
 philosophie und -psychologie.

Etwa 330 Seiten, in
 Ganzleinen
 RM. 3.50.



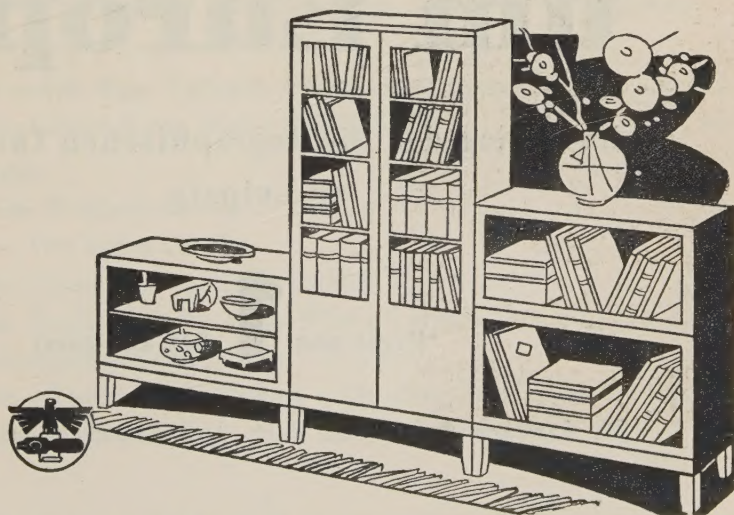
Verlag der
 Missionsbuchhandlung
 Herrnhut / Sachsen

Behagliches Wohnen

mit Soennecken-Kombinationsmöbeln

chon wenige Einzel-
 le ergeben reizvolle
 sammenstellungen,
 e Raum oder Wand
 erfordern. Alle Ab-
 le sind einzeln käuf-
 h, so daß die An-
 haffung ohne große
 aufwendungen nach
 d nach erfolgen kann.
 nderliste und Vor-
 schläge auf Wunsch.

Zu haben
 allen Fachgeschäften.



F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN W 8, Taubenstraße 16/18 · LEIPZIG, Markt 1 (Altes Rathaus)

EUGEN DIESEL

hat seine in der ‚Deutschen Rundschau‘
vielbeachteten Artikel über die Gärung
und Neugestaltung unseres Erdteils
jetzt erweitert und zur Buchform ver-
arbeitet. Das Werk erscheint demnächst
unter dem Titel

Ringen um Europa

im Verlag des Bibliographischen Instituts
zu Leipzig

Preis nur **1** RM. kartoniert

Zu beziehen durch jede Buch- und Zeitschriftenhandlung

Deutsche Rundschau

GEGRÜNDET IM JAHRE 1874 · HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL IM
VEREIN MIT PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL · EINZELPREIS 1.50 RM.
erscheint monatlich einmal am Monatsanfang · Jahresabonnement 15.— RM. für 12 Hefte zuzüglich orts-
licher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen · Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt
CHRISTLEITUNG: BERLIN W 30 · MACKENSENSTRASSE 11

2. JAHRGANG

OKTOBER 1935

INHALTSVERZEICHNIS

Vom ewigen Nil / Von Karl Klinghardt / Mit 3 Abbildungen und einer Karte .	4
Schopenhauers „Armer Heinrich“ / Von Eugen Diesel / Mit 6 Abbildungen .	11
Die Pflicht zum Denken / Von Joachim Günther	17
Wedekinds romantisches Erbteil / Von Martin Kessel	25
Oxford und Cambridge und ihre Universitätsdruckereien / Von Leonhard Adam Mit 11 Abbildungen	33
Lebendige Vergangenheit: Mark Aurel / Mit einem Bild	45
Rundschau	49
Denaturierter Krieg · Die Kurve ist schuld! · England am Pult · „Zum Kampf der Wagen . . .“ · Explosive Zeit · Weimar · Geld und geistiges Gut · Serien- loses Theater? · Dr. phil. — ohne Philosophie	
Kaffernland, Eine deutsche Sage / Roman / Von Hans Grimm	61
Dazu eine mehrfarbige Karte Mittel- und Südafrika	64
Literarische Rundschau	
Goetheana / Von Wolfgang Goetz	85
Rechenchaften / Von Heinz Grothe	86
Neue bäuerliche Dichtung / Von Heinz Grothe	88
Geburt deutscher Kunstbetrachtung / Von Wilmont Haacke	89
Unterhaltung, Kurzweil und etwas Ärger / Von H. G.	90
Lebensgeschichten · Deutschland · Romane · Der große Kreis · Politik · Der Zeichner Zimmermans / D. R.	92

★

Wer kennt

die politischen Verträge der Großmächte über Abessinien und ihre Auswirkungen

Was ist der Inhalt

des grundlegenden Dreier-Abkommens vom Jahre 1916?

Wie kommt es,

daß Abessinien als letztes afrikanisches Reich seine Selbständigkeit bewahrt hat

Warum widerstrebt England

sogar mit Androhung militärischer Gewalt den italienischen Plänen?

Wie sind die Aussichten des Krieges,

wenn man das Gelände, das Klima, die Heeresstärke und die Bewaffnung
Abessiniens in Betracht zieht?

Kommt eine Weltrevolution

der farbigen Völker und welche Folgen wird der abessinische Streitfall für die
Kolonialpolitik haben?

★

Diese und zahlreiche andere Fragen beantwortet der bekannte Publizist und Herausgeber der

„Deutschen Zukunft“ **FRITZ KLEIN** in seiner neuen Schrift

Warum Krieg um Abessinien?

Ein zusammenfassender Tatsachenbericht über alle geschichtlichen, politischen,
militärischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen des abessinischen Problems

Preis nur **1** RM. kartoniert

mit einem bunten Umschlag und einer mehrfarbigen Karte

Zu beziehen durch jede Buch- und Zeitschriftenhandlung oder Bahnhofsbuchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

1127-7

VOM EWIGEN NIL

VON

KARL KLINGHARDT

Der Nil ist ein einzigartiger Fluß. Er ist fast der längste Strom des Erdballs. Der Mississippi-Missouri übertrifft ihn um nur hundertvierzig Kilometer. Aber nirgends in der Entwicklung des Erdballs hat ein Fluß ununterbrochen durch Jahrtausende eine kulturell und wirtschaftlich so übertragende Rolle gespielt wie der Nil, der „Schöpfer Ägyptens“.

„Ägypten ist ein Geschenk des Nils“, bekannte Herodot. Wir können aber annehmen, daß schon Jahrtausende vor ihm die gleiche Erkenntnis empfunden haben. Die gewaltigen Wassermengen, die mitten in breite Wüstengebiete ein fruchtbares Daseinband einbetten, müssen die Phantasie beschwingt und die Frage: woher kommen dieser Segen und diese Kraft? immer wieder dankbaren und geruhamen und verwegenen, forschungsfreudigen Menschen ins Herz gegeben haben.

Zum Geheimnis des Flußursprungs kam das Wunder der Nilschwelle, kam die Erfahrung, daß der Fluß von unbegreiflichen Kräften bewegt im Frühsommer zu steigen beginnt in schier gigantischer Schwellung, im Herbst seinen Höchststand erreicht und dann langsam, gleichsam zögernd, wieder abfällt bis zum niedrigen Stand des Winters. Beiden Rätseln, dem der Quelle und dem der Nilüberschwemmung, hat sich das Altertum leidenschaftlich gewidmet. Heute wissen wir, daß die Männer und Könige, die vor fünf Jahrtausenden das alte ägyptische Staatswesen gestalteten und eine nach Inhalt und Ausmaß großartige Kunst schufen, auch von den

Überschwemmungsgefahren und von den zentralasiatischen Quellseen des segenspendenden Stromes wenigstens Vorstellungen gehabt haben. In den Puranas Altindiens sind Nachrichten vom Nilstrom und seinem Quellgebiete, dem „Mondgebirge“, aufgezeichnet, und ägyptische Inschriften aus der Zeit um dreitausend vor Christi berichten uns von einer großen Staatsexpedition nach dem sagenhaften Lande Punt, das den Fluß hinauf gesucht wurde. Diese Nachrichten erzählen von dort — in Innerafrika — hausenden Zwergen und Riesenvölkern, also von Tatsachen, die erst Forscher des 19. Jahrhunderts wieder für unsere Zeit festgestellt haben. (Es handelt sich bei den Riesen um die Watussi, bei den Zwergen um die Batua, über die uns vor allem der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg berichtet hat.)

Was hat die Menschen so unermüdlich in unzugänglichste Gebiete getrieben? Sage und Kunde von gewaltigen Reichthümern, Gold und Elfenbein vor allem, mögen ein Beweggrund gewesen sein. Es war aber auch der dem Menschen angeborene Trieb, die Umwelt zu erkennen, Abenteuer zu bestehen und die ihm eigene Kraft in verwegener Weise zu bewähren. Alle Völker, die aus dem Norden kommend im Gebiet der Nilmündung an Land stiegen, sind diesem Drang gefolgt, mehr als der Lockung des Gewinns, der sich aus solchen Expeditionen vorrechnen ließ. Ägypter, Assyrer, Perser, Macedonier, Römer, Türken, Franzosen und Engländer zogen den Strom hinauf, den sagenhaften Seen und Gebirgen zu. Aber auch von Osten sind seit alters arabische Stämme vorgezogen. Ihnen war der materielle Gewinn, das weiße und das „schwarze“ Elfenbein, wohl das Willkommenste. Gebiete, die einst dicht bevölkert waren, zwischen Viktoriassee und der Nilgabel bei Khartum, sind durch die unbarmherzigen Sklavenjagden solcher Menschenjäger entvölkert worden. Brachte schon Kampf und Fang vielen Opfern den Tod, so gingen Hunderttausende auf den endlosen Wüstentransporten zu den Küsten des Indischen Ozeans, des Roten Meeres oder des Mittelmeeres zugrunde.

Von den Geheimnissen des Nilstromes ist wohl zuerst das der Quellen des Blauen Nils gelüftet worden. Für unser europäisches Wissen trugen schon die Portugiesen am Ausgang des Mittelalters den Tanasee als Quelle des Bahr-el-Asrak, des „Blauen Wassers“ in ihre Karten ein.

Damals mag man sich auch in der abendländischen Vorstellung wieder des seltsamen Naturmechanismus bewußt geworden sein, der sich in Khartum, wo Blauer (abessinischer) und Weißer (zentralafrikanischer) Nil zusammenfließen, in seiner ganzen Eigenart und Größe offenbart. Beide Ströme treffen hier zusammen und wirken gemeinsam, um das Segnungswerk für Ägypten zu vollenden. Wenn im Frühsommer die abessinische Regenzeit beginnt, herrscht in Zentralafrika noch Herbsttrockenheit. Die drei abessinischen Zuflüsse, nämlich der Atbara, der Blaue Nil und der Sobat, schwellen dann mächtig an und wälzen im Verlauf der Regenzeit, mit einem Höhepunkt etwa Anfang September, dem Niltal Wassermassen zu, die gelegentlich 100000 Kubikmeter pro Sekunde überschreiten. Von dieser Hochflut werden die Wasser des Weißen Nil zurückgestaut und wirken in diesem ersten Ab-



Khartum und der Blaue Nil; Blick nach Südosten. (Phot. Mittelholzer)

schnitt der Überschwemmung fast gar nicht mit. Wenn die wilden abessinischen Gebirgswasser dann plötzlich abzuswellen beginnen, werden die Weißen Nilwasser wieder frei und übernehmen nun ihrerseits die Hauptwasserspende während mehrerer Monate. Durch dieses Zusammenwirken der beiden Ströme wird verhütet, daß auf die Zeiten der Hochflut ein verhängnisvoller Tiefsstand folgt. Der Weiße Nil ist nicht annähernd so heftig und so mächtig wie sein abessinischer Bruder, er fließt viel gleichmäßiger und stetiger und hält einen ansehnlichen Wasserstand bis in den Frühsommer des nächsten Jahres, wo dann die abessinischen Zuflüsse mit erneuter Heftigkeit das alljährliche Segnungswerk wiederholen.

Vom Altertum bis in die Neuzeit hat man dem Fluß keinerlei regulierende Gewalt angetan. Bei Niederwasser hob man mit einfachen Schöpfwerken, wie sie zum Teil noch bis in die neueste Zeit gebraucht werden, das Wasser in die Verteilungskanäle der Kulturen. Die Hauptarbeit aber verrichtete die Nilschwelle selbst, die weithin das bebaute Land überflutete, um sich nach Absetzen des Schlammes zu verlaufen. Freilich die Messung des Wasserstandes und das richtige Erkennen des ersten Ansteigens waren wichtig genug. Einer der uralten Nilmesser, ein gemauerter Schacht mit Wassermarken, ist auf der Insel Elephantine bei Assuan heute wieder in Betrieb. Allerdings ist die Wasserwirtschaft seitdem eine ganz andere geworden, nämlich seit rund hundert Jahren.

Napoleon Bonaparte mit seiner kühnen, handstreichartigen Ägyptenunternehmung wies nicht nur die englischen Politiker und Seestrategen verstärkt auf die Bedeutung Ägyptens hin, sondern brachte auch die einheimische Welt der östlichen Mittelmeerländer in Gärung. Mit Mohamed Ali, dem Sohn eines geringen Beamten in Türkisch-Mazedonien, schwang sich im

Jahre 1805, unmittelbar nach dem Abzug der französischen Besatzung, eine der tatkräftigsten Persönlichkeiten des Nahen Ostens zum Herrscher Ägyptens auf. Er war ein Mann von großzügigen Plänen und von unerschütterlicher Tatkraft. So scheute er sich nicht, zur Befestigung seiner jungen Herrschaft, sämtliche einheimischen Führer, die sogenannten Mameluken-Beys, fast fünfhundert an der Zahl, bei einem Gastmahl, das er ihnen auf der Zitadelle von Kairo gab, durch seine albanischen Leibgarden ermorden zu lassen. Seine Heere kämpften in Griechenland, in Syrien und Kleinasien, und im Sudan setzte er seine verwegensten Albaner ein, um nach alter Tradition aus den geheimnisvollen Ländern am oberen Nil weißes Elfenbein und schwarze Sklaven nach Ägypten zu holen. Am stärksten aber beeinflusste Mohamed Ali die Landwirtschaft und die Gesamtwirtschaft Ägyptens, indem er 1830 den ersten Nilstaudamm, neunzehn Kilometer unterhalb Kairo, quer über den Rosette- und Damiettearm des Nildelta spannte. Diese alte sogenannte „Barrage“ wurde 1850 und 1884 erneuert und ist längst durch größere Stauwerke – heute acht an der Zahl – übertroffen worden. Ihr Bau bedeutet aber den Markstein einer neuen Entwicklung, die später unter englischer Herrschaft aus der ursprünglich einmaligen Ernte des Nillandes zwei- und dreifache Ernten hervorgerufen hat.

Hätte die Technik dem Niltal nur die Bewässerungskunst durch die großen Stauwerke gebracht, als Grundlage jener Baumwollkultur, die Mohamed Ali mit allen Mitteln im Nildelta belebte: die Geschichte des Landes Ägypten hätte vielleicht ihren Schwerpunkt in der Wirtschaft behalten und nicht die Wendung zur hohen Politik genommen, die heute wieder das obere Nilland zu einem umkämpften Erdenfleck macht. Die Technik tat aber noch mehr, sie beschenkte Ägypten mit dem Suezkanal.

Französische und österreichische Ingenieure flößten dem vierten Nachfolger Mohamed Alis, seinem Stiefenkel, dem Khediven Ismael Pascha, den Wunsch und den Willen ein zu diesem uralten, von keinem bisherigen Herrscher Ägyptens durchgesetzten Werke. Als der Suezkanal gegen den Willen der Londoner Politiker tatsächlich Gestalt gewann, mußte nunmehr England den Kanal und die Umgebung in seine Gewalt bringen, oder es mußte auf den neuen Seeweg, der die damalige Fahrzeit London–Bombay von dreiundfünfzig Tagen auf zweiunddreißig herabsetzte, verzichten. Die britische Politik entschloß sich für das Erstere. Bald ging ein Drittel des englischen Gesamthandels durch das östliche Mittelmeer und den Suezkanal; der ägyptischen Roten Meerküste entlang nach Aden (das die Engländer während der Regierungszeit Mohamed Alis besetzt hatten) und weiter in den Indischen Ozean, nach dem Fernen Osten, der Südsee und nach den Küsten Ost- und Südafrikas. Und bald waren die Aktien der Suezkanal-Gesellschaft, bald auch ganz Ägypten in englischem Besitz. Jedes Anwachsen englischer Interessen oder Sorgen in diesen weiten Gebieten verstärkte nun zwangsläufig die politische Bedeutung Ägyptens; und die politische Rang-erhöhung wirkte zurück auf die wirtschaftliche Intensivierung im Nilland. Ein



Stauwerk folgte dem anderen unter dem neuen Landesherrn. Die Baumwolle wurde – ganz einseitig – die Grundlage der ägyptischen Wirtschaft, die Bevölkerungsziffer vervierfachte sich. Ägypten wurde „reich“ durch England und England reich an Ägypten.

Aber am oberen Nil waren nicht alle gewillt, die neuen Herren, die Herrscher in Indien und im Kapland, ohne weiteres auch ihrerseits anzuerkennen. Hier in Nubien und im Sudan waren viele Herren in den letzten Jahrhunderten aus dem Osten gekommen. Das arabische Element herrschte weithin in fanatischer Kraft über die dunkle afrikanische Bevölkerung; wie in Ostafrika vor der Ankunft der Engländer und der Deutschen, so auch hier am oberen Nil. Nur in Abessinien hatte sich altchristlicher Kult in afrikanisch-nationalen Herrschaften erhalten. Als Antwort auf die Besetzung Ägyptens flammte der große Sudan-Aufstand des Mahdi – des wiedergekehrten Propheten – empor. Europäische Forschung und militärisch-politisches Interesse Englands hatten sich vereint in der britischen „Gesellschaft zur Erforschung der innerafrikanischen Länder“. Forscher und Offiziere von Rang vertraten zum Teil in opferreichem Nilaufwärtskämpfen das europäische Entdeckeransehen und die englischen Afrikaziele. Der Mahdi beschloß, alle diese Vorboren einer vollen politischen Herrschaft in fanatischem Aufstand hinwegzufegen. Siebzehn Jahre hat es gedauert, bis nach schwersten Verlusten und Rückschlägen wieder ein siegreiches britisches Heer in Khartum an der Nilgabelung einmarschierte und – dank Kitchener – England wieder Herr im Sudan wurde. Der Mahdiaufstand dauerte von 1882–1899, am 2. September 1898 besiegte der nachmalige Viscount Kitchener of Khartum den Nachfolger des Mahdi bei Kerkeri und rückeroberte die Stadt Omdurman-Khartum.

Aber der Sieg im oberen Nilland, der so schwer erkaufte war, bedeutete keine wirkliche Ruhe. Andere europäische Staaten bewarben sich ebenfalls um die Geheimnisse und um den Besitz der oberen Nilgebiete. Das „Caput Nili quaerere“, jener spöttisch gemeinte Satz der alten Römer, wirkte wie ein Gesetz bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts, ja bis heute. Von Westen marschierte eine französische militärische Forschermission heran und legte die Hand auf die Region von Kodok (Faschoda) hoch oben im Gebiet der Vereinigung von Gazellenfluß und Weißem Nil. Aber die von Norden vorgedrungene englische Truppe erklärte das Niltal als ausschließlich englischen Besitz. Im Vertrag von Faschoda (1899) verzichtete Frankreich auf alle Ansprüche im Sudan, während der zeitgleiche italienische Vorstoß von Massaua am Roten Meer her von den Abessinern aufgehalten wurde. Die entscheidende Schlacht bei Abua (1. März 1896) vernichtete für mehrere Jahrzehnte die koloniale italienische Offensive in diesem Gebiet. Damit waren die Flankendrohungen gegen die englische Sudanerschließung bis auf weiteres beseitigt. Nur im Süden hatte sich im obersten Quellgebiet des Nilstromes, am Viktoriasee und am Kagera, dem eigentlichen Nilquellstrom, aus Karl Peters verpflichtender Vorarbeit, die deutsche Kolonie Ostafrika entwickelt und den Weg einer etwa beabsichtigten territorialen Kap-Kairo-Verbindung verlegt.

Vorerst waren für die englische Nilpolitik freilich noch ganz andere Fragen zwischen Viktoriassee und Khartum zu klären. Die britische Weitsicht in politischen und seestrategischen Dingen brach im Zeichen eines großartigen Wirtschaftsaufbaues Ägyptens gleichzeitig mit der gesamten Eroberungs- und Forschungstradition im Sudan: bei Wadi Halfa endet das ägyptische Gebiet. Zwar hieß auch weiter nilaufwärts die Sudanlandschaft „englisch-ägyptisch“, aber England hatte nicht die Absicht, künftig noch ägyptische Gesichtspunkte in seiner Sudanpolitik mitsprechen zu lassen. Möchten am Nilunterlauf die Stauwerke sich mehren und die Wasserverteilung eine immer geregeltere werden, die Ernten an Ergiebigkeit steigen und das Baumwollareal sich ausdehnen, hier im Sudan konnte ein Konkurrenzland von gigantischer Zukunftsbedeutung erschlossen werden, hier konnten, wenn es einmal notwendig werden sollte, nengewonnene Baumwollgebiete und neuerschaffene technische Wasserbeherrschung auch gegen Ägypten eingesetzt werden. Wenn Ägypten ein Geschenk des Nils war, dann bedeutete die Beherrschung der Nilwasser oberhalb Ägyptens die Herrschaft über den ägyptischen Staat. Die Weitsicht Englands hat sudanesishe Stauwerke zunächst nicht errichtet, sondern vorerst mit großzügigen Bahnbauten das Gebiet verkehrsmäßig erschlossen und zusammengefaßt. Die sudanesischen Bahnlinien erhielten indessen keinen Anschluß an das ägyptische Bahnnetz, sondern wurden völlig nach dem Roten Meer orientiert. Hier wurden am Endpunkte des Bahnnetzes

Das Niltal zur Überschwemmungszeit. Vorn teilweise überschwemmte Dattelpalmenhaine; jenseits der inselartigen Siedlung wird die rechteckige Feldeinteilung sichtbar.



die Häfen Suakin und das neuangelegte Port Sudan stark entwickelt und ausgebaut. So ist der Sudan praktisch von Ägypten getrennt und ganz nach dem Roten Meer gerichtet. Zwischen Assuan und dem ägyptisch-sudanesischen Grenzort Wadi Halfa klafft eine dreihundert Kilometer lange Lücke sowohl im Bahnnetz wie im regulären Schiffs- und Eisenbahnverkehr. Ein echt politisches Wahrzeichen mitten in der natürlichen und historischen Wasserstraße des „ewigen“ Stromes.

Der Weltkrieg hat den Engländern auch die deutschen Gebiete am obersten Nillauf in die Hand gegeben. Seit 1919 kann England über den gesamten 6500 Kilometer langen Weißen Nil verfügen, in Plänen und in Taten. Beides geschah großzügig. Die Überlegenheit des „blauen“ Bruckstromes, der im Jahresverlauf doppelt soviel Wasser liefert wie der Weiße Nil, beruht mit auf der Eigenart der sogenannten Suddlandschaft zwischen dem vierten und sechsten Breitengrade, da wo auch der weitverzweigte Gazellenfluß vom Westen her einmündet. Hier, in tropisch heißer Landschaft, fließt der Weiße Nil in unzähligen trägen Windungen durch eine unendliche Sumpflandschaft. 900 Kilometer mißt dieser verschliffene Lauf, und 85 Prozent beträgt der Verdunstungsverlust, den das Wasser dabei erleidet. Ein gewaltiges Projekt ist durchgearbeitet worden, um einst hier mittels eines großzügigen Kanals in der Richtung von Mongalla auf Malakall den endlosen Sumpflauf durch eine nur 350 Kilometer messende neue Schiffs- und Eisenbahnabzuschneiden und gleichzeitig die Verdunstung herabzusetzen. Ein weiteres Projekt betrifft die Fesselung der Weißen Nilwasser, droben am zweiten seiner Quellsen, dem Abert-See. Hier soll ein Staudamm die Wasserverteilung am Oberlauf regeln. Ein drittes Projekt schließlich, das heute nur zu bekannt ist, behandelt den Staudamm am Tanasee, der den Oberlauf des Blauen Nil regulieren würde. Am Unterlauf des Blauen Nil und 250 Kilometer oberhalb von Khartum hat nämlich die britische Sudanregierung längst energisch gehandelt. Hier wurde gleichzeitig mit einem strategischen und technischen Bahnbau das gigantische Stauwerk von Sennar geschaffen (1926 eingeweiht), das bis zu 7 Kubikkilometer Wasser aufstauen kann und einen Stausee von 270 Kilometer Länge bildet. Dies Werk und die teilweise durchs Gebirge führende Bahn sind bezeichnend für die Großzügigkeit der englischen Sudanpolitik. Hier wurde ein Land erschlossen, das große Zukunftswerte in sich schließt, Werte, die wirtschaftlich diejenigen Ägyptens eines Tages übersteigen werden. Dank dieser großzügigen Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse und -richtung ist der Sudan nicht mehr ein „Hinterland“ Ägyptens, sondern ist frei angeschlossen an den Weltverkehr im Roten Meer.

Fremde Besucher, ob Jäger oder Forschungsreisende, sind im Sudan nicht gern gesehen, auch Konsuln anderer Staaten haben keine Zulassung. In Ägypten weht fanatisch der Wind des Selbstbestimmungswillens; in Abessinien regiert, heute schwer bedroht, der letzte große Herrscher Afrikas über dem letzten freien Volk des schwarzen Erdteils. Zwischen diesen beiden politisch heißen Polen wünscht England im Sudan dringend die Ruhe, um



Kulturlandschaft am Weißen Nil in der Trockenzeit

Phot. Keystone View Company

die wirtschaftliche Erschließung planmäßig fortzusetzen, um ein reiches Rohstoffareal mit kraftvoller Bevölkerung neuzeitlich zu entwickeln und um schließlich den verkehrsstrategischen Gewinn Deutsch-Ostafrikas einzuheimen in der dereinstigen Durchführung des Schienenstrangs Kairo-Kapstadt und Port Sudan-Kapstadt. Der britische Luftdienst verfügt heute schon über ein System von Landeplätzen, das den Luftverkehr Ägypten-Sudan-Zentralafrika-Kapstadt ermöglicht.

Unaufhaltsam ist der Weg der Technik. Dem Niltal, seinen lebenspendenden Wassern und dem Schicksal der Nilvölker hat er wahrlich seinen Stempel aufgedrückt. Aus der Technik kam der Suezkanal und die Weltwasserstraße durchs Rote Meer. Aus der Technik entsprang die Fesselung der Nilkräfte und die Möglichkeit, durch starke Abzweigungen im Sudan unter Umständen Ägypten das Nilwasser zu entziehen. Aus der Technik stiegen die gewaltigen Pläne auf für die geschilderten weiteren Kanal- und Stauwerke am Weißen Nil. Auf Technik und Wissenschaft beruht schließlich die Erkenntnis, daß vier Fünftel des ägyptischen Nilwassers aus den abessinischen Nilzuflüssen stammen und daß allein der Besitz des Tanasees und der

dort zu errichtende Staudamm die Wasserbeherrschung und die wirtschaftliche Schicksalsgestaltung in allen Nilländern endgültig in englische Hand geben.

Möchte das geeinigte Reich Ethiopiens, wie es etwa seit 1900 besteht, eine neue Plankenbedrohung des Sudans und dieser ganzen großzügigen englischen Politik bedeuten. Ungleich größer erscheint diese Drohung, wenn ein tatkräftiger europäischer Staat die Formung eines afrikanischen Groß-Kolonialreiches eben in Abessinien vollziehen will.

Wieder einmal würde „um die Nilquellen“ gekämpft, wenn es in Abessinien zum Kriege kommt, um die Nilquellen, die durch Jahrtausende soviel Segen spendeten, um deren Erschließung und Besitz soviel Blut, soviel materielle Mittel, soviel Abenteuerdrang und soviel Tatkraft eingesetzt und vergeudet worden sind. Selbst ein unerwartet rascher Sieg in einem völlig lokalisierten Abessinienkrieg würde keine endgültig stabilen Verhältnisse in den Nilländern herbeiführen. England kann auf den Tanasee nicht verzichten, und andererseits reifen auch in Ägypten schwere Probleme der ernstesten Lösung entgegen. Der Weltkrieg hat vielen Völkern das Gefühl eingegeben, daß die europäische Technik und die aus ihr steigende Macht jedem Menschen und jedem Volk zugänglich sind. Jetzt verlangen alle nach Freiheit, nach Selbstbestimmung und nach Selbstgestaltung der Zivilisation in ihrem Lande. Asien ist über dem Dröhnen des Weltkriegs erwacht. Auch die Völker Afrikas werden ihre Augen weiter öffnen, wenn Krieg und Greuel eines heutigen Waffengangs den alten Kulturboden Abessiniens bes Flecken und ihren Widerhall in die Niltäler senden, wo seit vielen Jahrtausenden Kultur gestaltet, Kultur vernichtet und wieder neu geschaffen worden ist.

War das Nilland nicht vielleicht glücklicher damals, als hellenistische Kunst zur Ptolemäerzeit in Alexandria jenes Marmorbild schuf, das heute im Vatikanischen Museum zu Rom bewundert wird? Der mächtige „Vater Nil“ ruht am Gestade, und sechzehn Kinder umspielen ihn mit den Attributen des unendlichen Segens, den er dem Lande Ägypten schenkt. Sechzehn Kinder verkörpern die sechzehn Ellen Hochwassersteigung, die bei der damaligen, rein natürlichen Bewässerung erforderlich waren, um eine gesegnete Ernte Ägyptens zu gewährleisten.

Gehen die Nilländer helleren Tagen oder dunklen Schicksalen entgegen? Die älteste Sage vom Nil und seiner Überschwemmung ist zugleich ein Ausdruck des ewigen Mythos von Licht und Finsternis. Osiris, der Gott des Lichtes, ist von Seth, dem Gebieter der Finsternis, erschlagen worden. Isis, seine Gattin, vergießt brennende Tränen der Klage, und aus diesen Tränen entspringt die segensreiche Nilschwelle.

Aus der Tränenflut einer Göttin entstanden die Herrschaften von Theben und Memphis, erwachsen Pyramiden, Kalisengräber und Stauwerke, entsprang die Baumwoll- und Bewässerungstechnik; entsprang auch die hohe Wasserpolitik, um deren letzte Forderungen heute erneut die nordafrikanischen Länder, möglicherweise die ganze Alte Welt, mit Kampf und Gefahr bedroht werden.

Schopenhauers „Armer Heinrich“

Von
Eugen Diesel



Schopenhauer,

1. Exlibris Schopenhauers

dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste."

Als ich Pfizner im September 1932 besuchte und in seinem Arbeitszimmer ein Bild Schopenhauers sah, fand ich meine Ahnung von einem sehr nahen Verhältnis zwischen dem großen Musiker und dem Philosophen bestätigt. Das Gespräch wandte sich bald Schopenhauer zu, dessen Wesen sich auf mir unvergeßliche Weise im Geiste Pfizners spiegelte. Nachdem wir uns einige Zeit über den Philosophen unterhalten hatten, sagte mir der Meister, daß er eine Reliquie Schopenhauers, nämlich ein Buch aus seiner Bibliothek mit seinen persönlichen Randbemerkungen besäße, und er zog aus seinem Schreibtisch ein kleines, sorgfältig in einem Umschlag verpacktes Buch hervor. Es war „Der Arme Heinrich“ von Hartmann von Aue. Pfizner, als Schöpfer der Oper „Der arme Heinrich“ hatte das Buch von einem Mitgliede der Familie von Swinner, die bekanntlich mit Schopenhauer eng befreundet gewesen war, zum Geschenk erhalten. Wir

Hans Pfizner hat seinem „Palestrina“ als Motto folgende Worte Arthur Schopenhauers vorangestellt:

„Jenem rein intellektuellen Leben des Einzelnen entspricht ein eben solches des Ganzen der Menschheit, deren reales Leben ja ebenfalls im Willen liegt. — Dieses rein intellektuelle Leben der Menschheit besteht in ihrer fortschreitenden Erkenntnis mittelst der Wissenschaften, und in der Vervollkommenung der Künste, welche Beide, Menschenalter und Jahrhunderte hindurch, sich langsam fortsetzen und zu denen ihren Beitrag liefernd, die einzelnen Geschlechter vorüberreichen. Dieses intellektuelle Leben schwebt, wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gährung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben,

vertieften uns gemeinsam in die handschriftlichen Anmerkungen Schopenhauers, dessen Bild durch die leidenschaftliche Anteilnahme Pfizners unheimlich lebendig wurde. Seitdem war es mein Wunsch gewesen, auch einen größeren Kreis mit den höchst interessanten Notizen bekannt zu machen. Daß Hans Pfizner mir diesen Wunsch gewährt hat und mir seine „Reliquie“ eine Zeitlang überließ, erfüllt mich mit großem Dank.

Die Brüder Grimm gaben 1815 im Verlage der Realschulbuchhandlung in Berlin das Epos „Der Arme Heinrich von Hartmann von der Aue“ nach „der Straßburgischen und Vatikanischen Handschrift“ heraus und verfahren es mit Erklärungen. Das Erscheinen des Werkes war durch Subskription ermöglicht worden. Aus dem im Buche abgedruckten „Verzeichnis der Theilnehmer“ geht hervor, daß die meisten Subskribenten aus Hessen stammten, wo die Brüder Grimm in Kassel als Bibliothekare tätig waren. Die Kurfürstin von Hessen hat acht und die Kurprinzessin von Hessen drei, die Herzogin von Sachsen-Gotha vier Exemplare bezogen. Aus Schullehrern, Assessoren, Pfarrern, Rentmeistern, Studenten, Auditeuren, Regimentsquartiermeistern, Schreibern, Senatoren usw. setzt sich der Kreis der anderen Subskribenten zusammen. In Göttingen gehörten Professor Benecke und Dr. Bunsen, in Frankfurt Mitglieder der Familie Brentano und Schlosser zu den Beziehern. Aus nachklingender patriotischer Begeisterung scheint jeder, der freiwillig kurhessischer Jäger gewesen war, Wert darauf gelegt zu haben, daß er als solcher genannt wurde. Im übrigen rührt es, daß auch ganz einfache Leute wie Gastwirte, Schreiber, Weinwirte, die oft in Dörfern ansässig waren, zu den Subskribenten gehörten, was ein Licht auf die Höhe des damaligen deutschen Bildungsstrebens wirft.

Im Vorwort findet sich eine sinnige Verbindung der Zeitereignisse mit dem Inhalt des Epos: „In dieser Zeit, deren Freude zu erleben, sieben Jahre Leid uns reinigten, wird die Bearbeitung eines alten, in sich deutschen, Gedichts als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesamtes Vaterland in seinem Blut von dem französischen Ausatz wieder geheilt und zu Jugend-Leben gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles andere hin und sey stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: „nun gönnet mir's, denn es muß seyn“.“

Bei dem letzten Wort steht Schopenhauers erste Anmerkung: „S. 12“. Auf Seite 12, wo diese Stelle dann im Text des Gedichtes erscheint, verweist Schopenhauer wieder auf das Vorwort zurück. An Beweisen für solch genaues, ja pedantisches Lesen in Gestalt von Anmerkungen, Anstreichungen, Umstellungen und Korrekturen ist das Buch reich.

In der Grimmschen Ausgabe des „Armen Heinrich“ ist zunächst auf dreißig Seiten eine Prosauübersetzung des mittelhochdeutschen Textes gegeben. In diesem Teil hat Schopenhauer eine auf die Nichtigkeit der Welt hindeutende Stelle angestrichen: „Unser Leben und unsere Jugend ist ein Nebel

710. das si uch fürwar geseit,
 ir süzer lon ein bitter not
 ir lang. leben ein geher tot.
 wir hant nit gewisses me
 wanne hute wol unde merne we,
 715. und ir ze jungest der tot:
 das ist ein jemerliche not!
 es en. schirmet geburt noch gilt,
 schöne, sterke noch hoher milt;
 es en. frumet weder tugent noch erg
 720. für den tot niht mere,
 den ungeburt und untugent.
 unser leben unde unser jugent
 ist ein nebel unde ein röp:
 unser stete hibent als ein löp.

712. Mf. hat (die Zeile fehlt im Müller. Druck)
 ein bitter tot, dafür ist nach der B. ir lanch. leben
 ist der g. he. tot, das unstreitig allein richtige Wei-
 wort genommen, weil sonst der Gegensatz zu langem
 Leben fehlte und eine übertreibende Wiederholung ent-
 stände. *allmächtig*

715. grammatisch richtig wäre den tet, aber es
 ist freie Fügung: das letzte ist der Tod.

720. für den tot, vor dem Tod.

723. Mf. deutlich: röp, Raub (des Todes), quod
 quasi rapitur, raptim transit. Gruteri proverb.
 germ. p. 42. »Leben ist ein Raub.« —

W. das ist ein leben (?) und ist ein röp,
 unser stete hibet als ein löp,
 wir sin ein nebel und ein röp,
 er ist ein verschaffener göd.

Abb. 2

laufend pessimistischen Textes immer weitere Striche anzufügen, so daß sich schließlich alle Striche zu einer geschlossenen Linie zusammensfügen (Abb. 2). Ähnlich angemerkt sind unter anderen die folgenden Stellen:

„es spricht an einre stette da:
 „media vita in morte sumus.“
 „daz wur in dem tode sweben,
 so wur allerbast wenent leben.“
 „wur sint von bröden sachen:
 nu sehent, wie unser lachen
 mit weinen erlischet!
 unser süze ist vermischet

mit bitere gallen:
 unser blume, der muz vallen
 so er allergrünest wenet sin.“
 „und uf sin alter bringet
 den lip mit michelre not,
 so muz er liden doch den tot;
 ist ime die sele denne verlorn,
 so wer er besser ungeboren.“

Auch in den Grimmschen Erklärungen des Gedichtes sind Stellen angestrichen, deren Verwandtschaft mit Schopenhauers Philosophie in die Augen springt: „... ist es durchaus begründet, daß der, an welchem die Schranke des Irdischen durchbrochen worden, dieser Welt abgestorben ist,

nun nicht in ihre Lust und ihren Schmerz zurückkehren kann, sondern, wo er nicht alsbald seelig hinstirbt, ein einsames, Gott geweihtes Leben führt."

Auf der Seite 112 des Buches hat Schopenhauer dort, wo die Rede von der Entkleidung der „reinen Jungfrau“ vor dem von ihr ersehnten freiwilligen Opfertode ist, der die Heilung des armen Heinrich bewirken sollte, die Zeile „su schamte sich niht eins hares gros“ unterstrichen und am Rande angestrichen. Schopenhauer wird diese Stelle, die man ja nicht aus ihrem Zusammenhang reißen darf, zwar nicht als Beweis für die Schamlosigkeit des Weibes angesehen haben, aber trotzdem nahm er die Verszeilen sehr aufmerksam zur Kenntnis. Hingewiesen sei auch auf die Anmerkung zu den Versen 1380 bis 1388 (Abbildung 3), bei denen Schopenhauer offenbar die Begriffe „Sühne“ und „Sohn“ in Verbindung zu bringen suchte. Viel-

leicht ist eine genauere Forschung imstande, diesen Zusammenhang zu klären.

Sehr deutlich macht sich an vielen Stellen Schopenhauers Neigung bemerkbar, bei philologischen Fragen englische Worte zum Vergleich heranzuziehen. So bei brechen „to break“, bei irgend einigen „of the kind“, bei herz=ere „heart-sore“, bei wurs „worse“, bei geturment

1380 — 1388. Dafür hat W. folgende Abweichung:

da die zeichen waren geiden,
als wir diß buch horen sehen,
da die warheit stet gescriben,
ijn wort niht lenger verzwigen,
iz wurden lant: mere,
daß genesen were
der gute herre Heinrich,
des vreweten alle die leute sich;
iz en: neme denne eteswen der nit
der siber Adameß sit
in der werde nie gelac
noch geleit bi an den sunes tac.

1382. quos cognoverat esse ejus bonitatis.

1384. in irme gemüte, innerlich, von Herzen;
die seelenfroh waren.

1386. Von Nichts wegen.

1387. von, an, um, wegen.

1388. Mi. hat an ime —

1392. durch daß, auf daß, damit.

Abb. 3

„dare you“, bei besar „I dare“, bei beitent „to hide“, bei röstte „ruffeld“. Auch an deutschen, französischen, lateinischen Anmerkungen philologischer Art fehlt es nicht.

Jedem Schopenhauer-Kenner ist der Haß bekannt, womit der Philosoph die Leute verfolgte, die statt des Adverbiums mit der Endsilbe „lich“ das Adjektiv setzen. Er schrieb in dem Kapitel „Über Schriftstellerei und Stil“ in „Parerga und Paralipomena“: „Was würde man sagen, wenn . . . Einer schriebe:

similis	statt	similiter,
pareil	„	pareillement,
like	„	likely,
simplex	„	simpliciter,
simple	„	simplement,
simple	„	simply.

Bloß der Deutsche macht keine Umstände, sondern geht nach seiner Laune, nach seiner Kurzsichtigkeit und Unwissenheit mit der Sprache um —, wie es

seiner geistreichen Nationalphysiognomie entspricht.“ „... Überall, so weit es angeht, soll man das Adjektiv vom Adverbio unterscheiden, daher z. B. nicht ‚sicher‘ schreiben, wo man ‚sicherlich‘ meint.“ Hierzu setzte Schopenhauer noch folgende Fußnote: „Nur Deutsche und Hottentotten erlauben sich dergleichen, schreiben ‚sicher‘ statt ‚sicherlich‘ und dann statt ‚gewiß‘. — Sicher statt gewiß: es ist ein Adjektiv, dessen Adverbium *sicherlich* lautet. Jenes darf nicht adverbialiter statt *gewiß* gebraucht werden; wie jetzt *allgemein* geschieht, ohne alle Grundlage.“ Folgerichtig hat Schopenhauer dort, wo die Brüder Grimm „sicher“ statt „sicherlich“ verwenden, ein Korrekturzeichen angebracht und „lich“ an dem Rand hinzugefügt (Abbildung 4).

An einer anderen Stelle wenden sich die Brüder Grimm gegen den „fast albernen Satz der Kürze und der Sparsamkeit“ (Abbildung 5). Diese Stelle hat Schopenhauer am Rande angestrichen und im Text unterstrichen, auch Kommata so hinzugefügt, wie er sie selbst zu verwenden pflegte. Wir werden hier wieder an seine Ausführungen in der Abhandlung „Über Schrift-

nen Quellen angegeben werden sollen. Unser Gedicht steht darunter oben an, und beschränkt sich ganz darauf, während in den andern sie nur als Nebensache vorkommt. Nachstehendes hierher gehöriges Gedicht ist aus einem holländischen Volksliederbuch zu Amsterdam 1752 gedruckt, sicher aber viel älter, wie sich schon aus dem dunkeln abgebrochenen Inhalt ergibt.

! luf!

Abb. 4

nürlich untreu seinem Gegenstand. So ist auch die Geschichte da, um aus ihr zu schöpfen, nicht um in sie unsere Meinung zu gießen. Die Neuerer in diesem Fache gehen aber geradezu auf ein Vertreiben oder Verdrängen alter Bildungen, Wörter und Buchstaben, gewöhnlich aus dem in dieser Anwendung fast albernen Satz der Kürze oder Sparsamkeit, da doch, im Gegentheil vielmehr Natur und Geist unserer Sprache in einer poetischen Weitläufigkeit, Verdoppelung und Bedachtsamkeit wohl gegründet bleibt. Kein Mittel, noch kein Zeichen ist ihr unrecht, sondern jedes zur Stelle werth und beihilflich.

Abb. 5

stellerei und Stil“ erinnert: „Hingegen soll man nie der Kürze die Deutlichkeit, geschweige die Grammatik, zum Opfer bringen. Den Ausdruck eines Gedankens schwächen, oder gar den Sinn einer Periode verdunkeln, oder verkümmern, um einige Worte weniger hinzusetzen, ist beklagenswerther Unverstand.“

Von der berühmten Grobheit Schopenhauers zeugt vor allem die in der Abbildung 6 wiedergegebene Stelle, die für sich selber spricht. Ob ein im hinteren Einbanddeckel skizziertes Profil von Schopenhauer selbst stammt, bleibe dahingestellt.

Alles in allem finden wir durch Schopenhauers Exemplar des „Armen Heinrich“ bestätigt, was Carl Gebhardt in dem Aufsatz „Schopenhauer gegen Augustinus“ (18. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft für das Jahr 1931) als Buchleser sagt. Er schreibt hier unter anderem: „Schopenhauers dämonisches Naturell stellt sich in der Art dar, wie er als Leser

*Er darf nicht ein Mal
Grüß-mat-ken an dich?*
145

ahnung französischer Einformigkeitsucht, oder ver- Bei
kehrte Uebertragung der ~~für~~ alte Klassiker angerech- Ondre
deten Grundsätze. Unserer Kenntniß der lateinischen Kön!
Sprache, und vielleicht ihr selbst, geht gerade ein
gewisses Leben der Mundarten ab. Gegen die Grie-
chen hat man sich durch Ausscheidung und Mängung
der Laarten nach den verschiedenen Texten oder
Muthmaßungen bereits mehrmals versündigt.

Aus der Eigenthümlichkeit unseres altsächsischen
Gedichtes können folgende Beispiele zur Erläuterung
dienen und zugleich unsere beobachtete Geröthlichkeitig-
keit rechtfertigen.

1. V o k a l e.

a) Doppellauter. In diesen ist die Zeit des
12 — 15. Jahrhunderts viel reicher als die frühere
so wie später, ¹⁰ während unsere heutigen Mund-
arten noch zu vielen aufgegebenen Mittelzeichen schrei-
ten mußten, wenn sie sich recht genau angeben woll-
ten. Bis zum elften Jahrhundert findet man in alt-
deutscher Handschrift höchstens ein a oder auch e, tel-
len andern Diphthong geschrieben. Das in der zwei-
ten Periode sehr übliche ii, oder ö war damals ein
io, lu, to, im zehnten Jahrhundert vielleicht auch i,

¹⁰ In Drucken findet man sie bis ins 16. Jahrhun-
dert. Dem sind sie häufiger im 15. u. 16. die 7
weisen Meister (J. v. Pöps) Straßburg 1480,
welche die meisten haben, weniger Barlaam und
Johann (Günther Zeiner) 1470, und Lützel,
1477.

Abb. 6

die Bücher behandelt. Er liest nicht, sondern setzt sich mit dem Autor aus-
einander; er stimmt zu, öfters widerspricht er, streitet, schimpft, und wo
alle Striche, Worte, Ausrufungszeichen nicht reichen, zeichnet er wohl
auch seinen Grimm in bissiger Karikatur. Dabei bedient er sich stets der
Sprache des Buches, je nachdem des Deutschen, Lateinischen, Französischen,
Englischen, Spanischen und Italienischen, denn er kann mit jedem Autor
in seiner Sprache reden. Darum haben Schopenhauers Handexemplare,
die das Schopenhauer-Archiv sammelt, eine mehr als biographische, im
Grunde geistesgeschichtliche Bedeutung: Dokumente von Begegnungen, die
über das Zufällige hinausweisen, wo Schopenhauer den Ebenbürtigen trifft.“

DIE PFLICHT ZUM DENKEN

Von
Joachim Günther

Es geschehen bisweilen Ereignisse, die in gewisser Hinsicht einem Blick bei Tageslicht verglichen werden könnten. Dinge und Zusammenhänge, welche sonst in gewöhnlicher Helligkeit daliegen, werden durch sie für einen Augenblick gleichsam in Überbelichtung genommen, und ein Mensch, der aufmerkt, kann bei solcher Gelegenheit vielleicht einen Blick in die geheime Webekammer der Nornen werfen, um fortan vieles Geschehen nach vorwärts und rückwärts besser zu begreifen. Die vor einiger Zeit erfolgten tiefgreifenden Verfügungen zur Umbildung des deutschen Hochschulwesens haben etwas vom Charakter derartiger Ereignisse. Insbesondere darf man sich durch das relativ Plötzliche an ihnen nicht darüber täuschen lassen, daß sie nur sichtbare Endwirkungen langer unsichtbarer Prozesse sind. Es würde eine schwierige, bücherfüllende Aufgabe sein, das Schicksalsgewebe vollständig bloßzulegen, welches an ihnen gewirkt hat wie überhaupt an den Erscheinungen unserer gegenwärtigen Zeit, die das Geistige in so mannigfacher Weise zu Ergebnissen innerhalb der sichtbaren Welt zu verdichten bestrebt ist. Ein allerdings sehr wesentliches Faktum läßt sich jedoch verhältnismäßig leicht aus diesen Zusammenhängen herauslösen. Wir müssen zum Verständnis vieles gegenwärtigen Geschehens mindestens um hundert Jahre bis zum Zenitpunkt der Wirkung eines Geistes zurückgehen, der seitdem offen und verborgen, unmittelbar und mittelbar die Weltgeschichte wie die Geistesgeschichte zu einem beträchtlichen Teile in Bewegung gehalten hat: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Die Hochschulumbildung, jenes plötzliche belichtende Ereignis, gibt nun ein recht gutes Fadenende an die Hand, von dem aus das Geistesgewebe des letzten Jahrhunderts bis auf Hegel ein wenig aufgeräufelt werden kann.

Die deutsche Universität hatte eine uneingeschränkte Herrschaftstellung im geistigen Reiche, das als solches über den deutschen Raum hinausging (ohne allerdings den gesamteuropäischen auszufüllen), mit Hegel erreicht und auch bereits vollendet. Inwiefern besonders dies Letztere der Fall war, läßt sich vielleicht erst heute richtig überschauen, da der Tod eines Menschen und das Ende eines Geisteswerkes von einer die Zeit so überquellenden Größe, wie dasjenige Hegels es gewesen ist, in den Bezirken kultureller Organisationen erst ganz langsam spürbar werden. Hegels Philosophie war in einer Weise, die wohl nur in Aristoteles einen geistesgeschichtlichen Präzedenzfall besaß, eine seither letzte, ganz philosophische,

d. h. aus Kenntnis in Erkenntnis gewandelte Enzyklopädie gewesen. Einerseits war Hegel selber als Geist mächtig genug, um eine solche philosophische Durchdringung aller wißbaren Welten zu leisten. Andererseits waren die einzelnen Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften, noch jung, unausgebildet und vor allem auch genügend geordnet im Stufenbau der geistigen Welt, um sich einer solchen philosophischen Regentschaft nolens volens zu fügen. Wir werden auf diese Zusammenhänge noch zurückkommen, wollen aber zunächst einen Schritt weitergehen zu den Verhältnissen, die Hegel nach seinem Tode hinterlassen hat.

In der Philosophiegeschichte rangiert bei zeitgerechter Anordnung nach Hegel als nächster bedeutsamer Markpunkt das System Schopenhauers, der selber bekanntlich zu Hegel nicht mehr, wie es sonst Philosophenart ist, in einem dialektischen, sondern in einem recht robusten Haßverhältnis gestanden hat. Auf die Blindheit Schopenhauers in dieser Hinsicht ist oft genug hingewiesen worden, und doch gewinnt sein Haß gleichsam einen überpersönlichen Sinn, wenn man selber ihn nicht auch wieder nur von der psychologischen, sondern von einer philosophischen Grundlage aus betrachtet. Dann stehen nämlich damit verschiedene andere Punkte in Zusammenhang, die für Schopenhauers Stellung und Wirkung im Geistesleben des vorigen Jahrhunderts von großer Bedeutung sind, obwohl sie scheinbar mehr äußerlichen Charakter tragen. Schopenhauer ist persönlich noch im Geistesbereich der deutschen Universität (und des ihr vorausgehenden humanistischen Gymnasiums) emporgewachsen über den gelehrten, sogar bis hin zum lehrenden Rang. Dann erst setzt sein Bruch mit dieser Traditionswelt ein. Er kündigt ihr den Herrschaftsanspruch — wozu er weniger sachlich als aus persönlichen Verstimmungsgründen bestimmt wurde — wandert sozusagen aus und entdeckt neue, insbesondere außerwissenschaftliche Machtmöglichkeiten philosophischen Geistes. Schopenhauer wird auf diese Weise zum ersten großen Revolutionär philosophischer Prägung. Ein kleiner Zug seines Wesens und Denkens steht in innigem Zusammenhange hiermit, seine Leidenschaft für sogenannte „Amarheit“, die durch den Gegensatz zu Hegel noch gesteigert wurde. Mit ihrer Insinuation durchbricht er — ohne allerdings die Folgen zu bejahen — die legitimen Stufenordnungen der geistigen Welt und wendet sich als erster mächtiger Philosoph nicht mehr nur an den Fachkreis der Vorbereiteten, sondern gewissermaßen an das Volk, an jedermann, wofür er nur aufnahmefähig und gefolgschaftswillig ist. Unter den Gefahren und Erschütterungen, welche mit dieser Wendung heraufbeschworen wurden, leiden wir heute und sicherlich auch noch auf längere Sicht. Es ist, als ob man im philosophischen Bereiche jedermann das Wahlrecht zugestanden

habe. Diese Revolution — und es ist nichts anderes, mag es auch bei ihm noch so aristokratische Formen angenommen haben — ist nun Schopenhauer, solange Hegel lebte, in einer geistesgeschichtlich wahrhaft grandiosen und die Deutschen überaus ehrenden Weise nicht gelungen. Mit Hegels Tode wuchs jedoch sein Einfluß empor und brachte sein völlig neues Herrschaftsprinzip mehr und mehr in geistigen Reiche zur Geltung. Seine begeistert aufgenommenen Ausfälle gegen die „Universitätsphilosophie“ tragen deutliche Züge einer philosophischen Demagogie, gerade weil sie bei aller Verzerrung zwar nicht in bezug auf Hegel, Schelling und Fichte, aber auf die nachfolgende Epigonenphilosophie einige Teilwahrheiten enthalten. Und doch ist in dieser Demagogie nicht so sehr die Ursache wie eine Bestätigung für die tiefgreifenden Veränderungen im Bereiche des Denkens zu erkennen. Denn es hängt ja nicht in Form von Ursache und Wirkung zusammen, sondern läuft nebeneinander her, daß einmal die Schopenhauersche Philosophie die erste ist, welche innerlich und äußerlich außerhalb der Universitäten steht, daß sie ferner zur Wirkung nach Hegel kommt, auf den im legitimen geistigen Reiche der Universitäten kein wirklicher König mehr folgt, und daß schließlich die Einzelwissenschaften dieses Reiches durch ihr ungeheures Wachstum überhaupt keine reguläre Regenschaft durch die Philosophie mehr zu ermöglichen scheinen. Während diese selber auch solche Ansprüche langsam aufgibt und sich statt dessen zuerst bei Schopenhauer, dann weit größer und erschütternder bei Nietzsche in Vermischung aller Sphären des „ganzen Menschen“ bemächtigt, d. h. insbesondere Kunst, Religion, Wissenschaft in Eins amalgamiert.

Wenn irgendeine Situation, so ist aber die damit geschaffene chaotisch und anarchisch. Seitdem treten an die Stelle der philosophischen Disputationen die Kämpfe der „Weltanschauungen“ und „Denkstile“, die nun heute in den innersten Bereich der Wissenschaftspflege, soweit sie organisatorisch sichtbar ist, eingedrungen sind. Damit ist aber auf der anderen Seite auch eine sehr wünschenswerte Klärung und Vereinigung eingetreten. Was bedeutet es denn, wenn nunmehr den Universitätslehrern eine formulierte Weltanschauung, die vielleicht nicht in allen Punkten die ihre ist, abgefordert wird? Es bedeutet, wie Grillparzer einmal bei anderer Gelegenheit gesagt hat, daß „hier von keinem Zwang die Rede sein kann, denn es wird niemand gezwungen, Professor zu werden“. Oder, ohne Zynismus ausgedrückt: das Philosophische in jenem ursprünglichen Sinne, der weit über alles bloße Weltanschauungs-Haben hinausgeht, steht zu dem Bestand und dem Wesen der heutigen Universität, gleichgültig, ob nach der alten liberalistisch-humanistischen oder der neuen nationalsozialistischen Prägung in keinem notwendigen Verhältnis mehr, und zwar schon seit Hegel nicht mehr. Die nach Hegel an den Universitäten bis heute geübte Philosophie hat sicherlich ein

großes, aber mehr philologisches Verdienst, indem sie die alleinige Hüterin der idealistischen Tradition gewesen ist. Dieses Verdienst wiegt ohne Frage weit mehr als alles, was von philosophierenden und agitierenden Einzeltägern gegen die Daseinsberechtigung der Universitätsphilosophie seither mit mehr oder weniger Recht zur Geltung gebracht worden ist. Und doch erfordert der völlig amorphe Auseinanderfall aller geistigen Sphären zu seiner neuerlichen Bindung und Gestaltung weit umfassendere, weit mehr „weltmännische“ Kräfte, als sie auf dem Boden und im Bereiche der gegenwärtigen, eine Tradition auslebenden Hochschulen hervorzurufen könnten. Das läßt sich nun aber am deutlichsten aus einem Vergleich mit der Situation Hegels erkennen.

Was hat sich denn dieser Situation gegenüber geändert? Worin besteht denn das wirkliche, oft gar nicht mehr klar ins Auge gefaßte Chaos unserer derzeitigen geistigen Welt? Wir haben auf der einen Seite die selbständig gewordenen Naturwissenschaften, die ihre Probleme zu einer Verästelung vorgetrieben haben, daß — wie Planck einmal gesagt haben soll — die Organisation des menschlichen Gehirnes zu ihrer denkrischen Weiterbildung und Lösung nicht mehr auslangt. Wir haben daneben einen erschütterten Glauben an die überkommenen religiösen und moralischen Vorstellungswelten; Nietzsche hat gute Arbeit geleistet. Und wir haben schließlich ein ungeheuer viel reizbareres, mehr problematisiertes Verhältnis zum „Leben“ in seiner biologisch-physiologischen Schicht. Der spiritus rector war bereits in der Schopenhauerschen Philosophie nicht mehr das selbstverständliche, undiskutierte Leben wie bei Hegel, sondern umgekehrt der Tod und das Leiden, was sich in Nietzsche bis zur vollendeten Tragik des „gekreuzigten Dionysos“ gesteigert hat. Zwischen Nietzsche und Schopenhauer, zwischen dem Erlebnis des leidenden Lebens und dem des übersteigert bejahen bewegt sich aber nahezu alles, was heute als Weltanschauung, Lebensgefühl, Zeitproblem auftritt. Da ist das soziale Leiden samt den von ihm heraufbeschworenen Heilmitteln des Sozialismus und der Demokratie; und da ist auf der anderen Seite das biologische Leiden mit seinem Palliativ der Rassen- und Blutsaufbesserung und seinen Philosophien gegen den „Geist als Widersacher der Seele“ (Klages) oder umgekehrt für die Lebensangst als Ursprung der Metaphysik (Kierkegaard, Heidegger u. a.). Während quer hindurch wie Wetterleuchten die politischen und wirtschaftlichen Aufgaben einer neu entstehenden Welt sich ankündigen und auch an die denkrischen Kräfte der Menschen Anforderungen stellen, die zu Philosophiebildungen wie etwa der Spenglerschen verleiten.

So bunt aber auch dies Chaos erscheint: es hat seinen gemeinsamen Ausgangspunkt eben in Hegel und ist nur aus der Dialektik bzw. aus der

Konsequenz Hegels zu begreifen. Das gegenwärtige Deutschland, aber auch Rußland, Italien und künftighin vielleicht noch dieser oder jener andere Teil Europas, wenn nicht der Welt sind aus Hegelschem Denken abzuleiten, soweit es sich realdialektisch ausgewirkt hat. Die äußerste Linke wie die äußerste Rechte in politischer wie in kultureller Hinsicht geht in gleicher Weise auf Hegel zurück. Dies ist jedoch nur der eine Hegel, der, welcher ebensoviel Verhängnis, Aufwühlung, Zerstörung wie andererseits Verjüngung, Belebung, Bewegung in die real historische Welt hineingebracht hat, wobei das Ende dieser einen Wirkungsseite gewiß noch lange nicht abzusehen ist. Trotzdem kann heute bereits gesagt werden, daß Hegel bei aller Mächtigkeit seiner realdialektischen Auswirkung doch nicht in dieser sein unsterbliches Leben haben wird. Es gibt noch einen anderen Hegel, der gewiß nicht völlig vergessen war, vielmehr in der Stille auch seine Wiederkunft ankündigt, der aber ein weniger „preussisches“, weniger reales und mehr philosophisches Gesicht trägt. Wir treten auf der Suche nach diesem Hegel gleichsam aus dem brausenden Chaos der Welt in die Stille eines Studierzimmers ein.

Es ist zum Verständnis eines Denkers gut, einen Blick auf sein Gesicht und — soweit dies bei einem Toten rekonstruierbar ist — auf seine lebendige menschliche Wirkung zu werfen. Von Hegel gibt es verschiedene Bilder und auch einige recht gute Schilderungen seines Äußeren durch Zeitgenossen. Schopenhauer — wir müssen ihn noch einmal zitieren, weil er in einzigartiger Weise das psychologische Material für jegliche Form des Hegelmißverständnisses liefert — hatte ein sehr fein, vielleicht schon übertrieben fein entwickeltes Gefühl dafür, daß ein Mensch seinen Geist in erster Linie durch sein Äußeres, durch Gesichtszüge, Haltung, Bewegungen ausweist und danach erst durch das, was er in Worten und Begriffen von sich gibt. Manch einen Menschen, dessen Wesen und Geistesumfang uns auf Grund seiner Werke nicht ganz deutlich werden, können wir mit Hilfe einer solchen gefühlsmäßigen Erkenntnis, wie sie vor allem auch bei Frauen oft gut entwickelt ist, ungefähr in die allgemeine geistige Rangordnung einreihen. Nur ist hier große Vorsicht geboten. Die Täuschungsmöglichkeiten dieses „Organes“ sind nicht viel geringer als die des verstandesmäßigen Erkennens. Ja, sie sind mitunter sogar gefährlicher dadurch, daß wir bei diesem Erkennen glauben, mit klaren Anschauungen zu arbeiten, und Irrtümer in der Auswertung solcher Anschauungen dann viel schwieriger einsehen. Gesichter schlechtthin zu durchschauhen ist daher eine sehr schwere, nur von ganz reifen Menschenkennern zu handhabende Kunst, die sich insbesondere von allen Wertungen der Sympathie und Antipathie gereinigt haben muß. Wie

schwer sie ist, läßt sich nun gerade an unserem Fall aufzeigen, wo ein so heller, tiefblickender Kopf wie derjenige Schopenhauers doch dazu verleitet werden konnte, seinen Feind Hegel auch äußerlich zu mißkreditieren und ihm kurzerhand ein „Biergesicht“ zuzuschreiben; wohl wissend, daß die ausgesprochene physiognomische Nichtigkeit eines Denkers ihn tatsächlich am gründlichsten widerlegen würde. Hören wir jedoch demgegenüber die Schilderung eines anderen Zeitgenossen und Schülers Hegels:

„... die früh gealterte Figur war gebeugt, doch von ursprünglicher Ausdauer und Kraft . . . weder von imponierender Hoheit noch von fesselnder Anmut zeigte sich eine äußerliche Spur, ein Zug altbürgerlich ehrbarer Gradheit war das Nächste, was sich am ganzen Betragen bemerkbar machte. Den ersten Eindruck des Gesichtes werde ich niemals vergessen. Fahl und schlaff hingen alle Züge wie erstorben nieder, keine zerstörende Leidenschaft, aber die ganze Vergangenheit eines Tag und Nacht verschwiegenden fortarbeitenden Denkens spiegelte sich in ihnen wider; die Qual des Zweifels, die Gärung beschwichtigungsloser Gedankenstürme schien dieses vierzigjährige Sinnen, Suchen und Finden nicht gepeinigt und umgeworfen zu haben; nur der rastlose Drang, den frühen Keim glücklich entdeckter Wahrheit immer reicher und tiefer, immer strenger und unabwendbarer zu entfalten, hatte die Stirn, die Wangen, den Mund gefurcht . . .“ Über die Vortragsweise Hegels heißt es dann weiter: „... ich konnte mich zunächst weder in die Art des äußeren Vortrags noch der inneren Gedankenfolge hineinfinden. Abgespannt, grämlich saß er mit niedergebeugtem Kopf in sich zusammengefallen da und blätterte und suchte immer fortsprechend in den langen Folioheften vorwärts und rückwärts, unten und oben; das stete Räuspern und Husten störte allen Fluß der Rede, jeder Satz stand vereinzelt da und kam mit Anstrengung zerstückt und durcheinandergeworfen heraus; jedes Wort, jede Silbe löste sich nur widerwillig los, um von der metallenen Stimme dann im schwäbisch breiten Dialekt, als sei jedes das wichtigste, einen wunderbar gründlichen Nachdruck zu erhalten. Dennoch zwang die ganze Erscheinung zu einem so tiefen Respekt, zu solch einer Empfindung der Würdigkeit und zog durch eine Naivität des überwältigendsten Ernstes an. . . . In den Tiefen des anscheinend Unentzifferbaren gerade wühlte und webte dieser gewaltige Geist in großartig selbstgewisser Behaglichkeit und Ruhe. Dann erst erhob sich seine Stimme, das Auge blinnte scharf über die Versammelten hin und leuchtete in still aufblühendem Feuer seines überzeugungstiefen Glanzes . . .“ Man kann wohl das urtümliche Deutsche, Gotische, Zwielfichthafte und Mißverständliche der Erscheinung Hegels nicht besser als mit den vorausgegangenen Worten schildern. Eine erschöpfende Zusammenfassung und Erklärung alles Mißverständlichen an Hegel gibt uns darüber hinaus noch eine kleine Anekdote,

die der alte Zelter in einem Briefe an Goethe anlässlich des Todes Hegels erzählt. Nach einer Einleitung, in welcher er auf recht unfeierliche, gutmütig leutselige Weise der Weimarer Exzellenz den Tod des Berliner Philosophen mitteilt, heißt es: „... als Gesellschafter mag Hegel eben keinen Beifall gefunden haben; wir spielten am liebsten ein Whistchen zusammen, das er gut und ruhig spielte. Das ist mir nun für die bevorstehenden langen Abende auch dahin, da wir nicht weit zu laufen hatten, uns zu sehen. Eine junge Frau sagte vor nicht langer Zeit im Beisein anderer Frauen, sie habe noch nie ein recht bedeutendes Wort aus Hegels Munde gehört. Nach einer Pause antwortete ich: das wäre wohl möglich, denn es war sein Metier zu Männern zu reden ...“ Zelter hat mit dieser Entgegnung, vielleicht ohne sich dessen vollauf bewußt gewesen zu sein, an einen Kernpunkt gerührt. Seit Hegel ist uns im „Stile“ des Philosophierens, wenn ein solcher Ausdruck einmal erlaubt ist, die wahre, schlichte, feste Männlichkeit verlorengegangen und statt dessen ein gefühlsbetontes Mannestum herausgekommen, welches im Grunde sehr, sehr weiblich oder genauer hermaphroditisch jünglingshaft ist. Dies hängt in sehr enger Weise mit den im ersten Teile dieses Aufsatzes angestellten Betrachtungen über den Wandel in den Strukturverhältnissen des geistigen Reiches zusammen. Es zeigt aber andererseits auch, inwiefern der Weg zur Philosophie gleichzeitig ein Rückweg zu Hegel sein wird, nun aber zu dem Hegel, der im eigentlichen Sinne als der philosophische angesehen werden muß, und der ein Jahrhundert lang ob seiner Unverständlichkeit wie ein „toter Hund behandelt“ worden ist. Das richtige Philosophieren und das bloße Weltanschauungsmachen unterscheiden sich wohl u. a. dadurch, daß ersteres eine Begriffsarbeit ist, der lediglich männliche Intellekte gewachsen sind, während letzteres sich an den Menschen im allgemeinen, d. h. weitgehend unabhängig vom Geschlecht, Lebensalter, Vorbereitung, wendet. Hegel ist nun überhaupt nur von männlichen, über den Sturm und Drang hinausgereiften Intellekten zu begreifen und weiterzuführen. Sein Philosophieren ist keine im einzelnen genußbringende oder vorübergehend erbauende Tätigkeit, die das Herz des Menschen ansprechen würde, und zwar nicht etwa deswegen, weil sie trocken, kalt, unlebendig wäre, sondern weil diese beiden Sphären, die des Begriffes und die des Gefühles, sich in ihr nicht vermischen, was sie überhaupt nur in Epochen und Menschen tun, bei denen die ursprüngliche philosophische Kraft im Nachlassen und dafür die gärenden Empfindungen im Überhandnehmen sind. Jedoch wollen wir nicht in die Polemik hineingeraten, sondern diese Ausführungen mit ein paar positiven Hinweisen beschließen.

Der Verlag Fr. Frommann, Stuttgart, bringt gegenwärtig zum ersten Male seit 1887 wiederum eine vollständige Ausgabe der Werke Hegels

heraus, die jetzt vom Herausgeber, Hermann Glockner, noch durch ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes Hegellexikon vermehrt wird. Dieses Lexikon verschafft uns zum ersten Male einen gedrängten Überblick über den Umfang des Hegelschen Denkens und kann auf Grund der aufgespaltenen Form, den hier die Zitate aus Hegels Werken angenommen haben, recht gut auch als erste allgemeine Einführung in diesen Denker, bei dem das schwierigste vielleicht der Anfang ist, benutzt werden. Die Resonanz der Neuausgabe ist in der ganzen Welt bis nach Ostasien hin sehr lebhaft gewesen und bedeutet für uns Deutsche, die wir auf Grund unserer landsmännischen und sprachlichen Gemeinschaft mit Hegel den nächsten Zugang zu seinem Werke haben, eine recht dringliche Pflicht, uns den Vorrang in der Hegelkenntnis nicht von anderen Nationen ablaufen zu lassen. Insbesondere wären hier die beiden repräsentativen italienischen Denker Croce und Gentile zu nennen, die beide, wenn auch in verschiedener Form, Hegelianer sind und in ihrer eigenen Philosophie den Weg mittelbar angedeutet haben, den die mit Hegel abgebrochene philosophische Tradition in Zukunft wohl wird gehen müssen. Eine Beschäftigung mit Hegel — die allerdings niemals in einfacher Weise zu forcieren oder plump kurzweg einzuleiten ist — kann aber nicht nur den Sinn haben, die bloße Kenntnis dieses Denkers zu verbreiten; es geht heute vielmehr bei der Frage um Hegel um etwas Größeres, um eine Neuerweckung der „in erschreckender Weise verlorengegangenen Fähigkeit zu formalem Denken“ oder — geradeheraus gesagt — der Fähigkeit zum Denken schlechthin. In diesem Sinne aber vermag Hegel eine Wiedergeburt des Geistes zu erwirken wie kein zweiter neuzeitlicher Denker.

Frank Wedekinds romantisches Erbteil

VON MARTIN KESSEL

Der Gluch der Lächerlichkeit

In einer um 1900 erschienenen, seinerzeit viel beachteten Literaturgeschichte, die die Werke des 19. Jahrhunderts mittels des Prinzips wechselseitiger Aufhellung erklärt, unternimmt der Verfasser, als er beim Fatalsten, bei seinen Zeitgenossen, angelangt ist, auch noch ein Weiteres: er staffiert sie gleichsam panoptikumsgerichtet aus und bringt so durch das Äußere ihrer Erscheinung die Eigenart ihrer Werke zur Aufhellung. So spricht er von einem Lyriker als von dem strammen Kleinen Ostpreußen mit dem Schnurrebart und dem Pincenez, womit anscheinend auch die Art seiner Lyrik gekennzeichnet sein soll, und einen festen Theaterschriftsteller von Weltruf versetzt er, wie billig, an die Riviera. Dort, wo die Eile eigentlich eine klimatische Unmöglichkeit wäre, läßt er ihn dann in weißem Flanellanzug, mit Schlapphut und angedunkeltem Bart durch die Orangenalleen stürzen. Nun behaupten freilich Bekannte, der Gang dieses Herrn sei eher gemächlich gewesen als stürzend, doch den Verfasser rührt das wenig. Er beharrt auf seiner Fiktion, und er folgert daraus für dessen Werke, daß sie flackernd und unausgereift seien — was stimmt — genau wie sein Gang — was also schon nicht stimmt.

Man möchte fast bedauern, daß Wedekinds Figur, wenngleich bezeichnenderweise, in diesem Panoptikum fehlt, denn was hätte sich mit ihr durch Aufhellung nicht alles anstellen lassen? Gehört doch Wedekind wie kaum einer in die Reihe jener Phantasten, die weniger dem Schoß der Schöpfung entspringen als vielmehr, so scheint es, dem Schoß ihrer Werke, und bietet er doch ein Prachtbeispiel für die Doppelgängerschaft seiner selbst. Kein Dualist, sondern ein Doppel-Ich, jederzeit er selbst, doch jederzeit auch der Schauspieler dessen, was zu sein er vorgab, war er noch als Privatperson sozusagen sein Werk.

Es sei daher erlaubt, ihn trotzdem ein wenig vom Äußeren her, und wie er auf ewig Gestalt sein wird, zu charakterisieren.

Es gab eine Zeit, da war er der Mann mit den sieben Bärten, eine Kreuzung von Mephisto und Bock, wie sein Marquis von Keith eine Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb ist; wie dieser kleidete er sich gern in ausgesucht gesellschaftliche, doch nicht gekennhafte Eleganz, ein Versuch, der lediglich beeinträchtigt wurde durch die Auffälligkeit seiner Hände. Er hatte die groben, roten Hände eines Clowns. Als ein Boy in Paris ihn darauf aufmerksam machte mit der Bemerkung, er sei aus zwei Menschen gemacht,

schenkte ihm Wedekind dafür zwei Franken. Furore dagegen machte sein chapeau claqué, den er trug, als käme er aus einem Zirkus, und nicht zuletzt auch sein Schlips, der ein lottriges Querschleichen war, wie es seit dreißig Jahren kein Mensch mehr trug. Er spielte den Weltmann und Satanisten. Andererseits aber, hinter der Maske, glich er auch jenem von ihm parodierten Ernst Scholz, dem Gegenspieler Keiths, der — das schreibt Wedekind von sich selbst — vor lauter Begriffen, Ideen, Ansichten, Prinzipien und so weiter keinen Augenblick zur Besinnung kommt, nirgends die nötige Unbefangenheit findet und die schönsten Gelegenheiten, sein Glück zu machen, verpaßt. So bewegte er sich im Leben wie auf der Bühne, und was er sich einmal eingeredet hatte, konnte ihm nicht wieder ausgedeutet werden. Fügt man hinzu, daß er ein Bohème- und Nachtmensch war, daß er trotz eines künstlichen Gebisses entgegen dem Stil seiner Zeit ein hochdramatisches, einstudiert rollendes Zungen-K sprach, und bedenkt man, daß er peinlichst bestrebt war, die Sitten der Gesellschaft wie deren Gepflogenheiten zu achten, ja sie geradezu chevaleresk, als Rollensach gleichsam, vorzuergerzieren, so wäre sein Bild schon annähernd vollendet.

Es zeigt sich indessen, insbesondere beim Blick auf die Wirkung seiner Werke, daß sich Wedekinds Originalität nicht im Auftreten erschöpfte, daß sie vielmehr nur der Ausdruck eines weit tiefer bewegten Fluidums war, eines romantisch verhegten, wenn man will, jedenfalls eines komödiantischen Arttriebs, der seine Kräfte zum Teil sogar gegen ihn selbst ausspielte.

Wie verhielt es sich denn mit dieser Wirkung? Man erinnert sich vielleicht dieses sonderbaren Falls. Dem Erstaunen, das er hervorrief, folgte das Mißverständnis auf dem Fuß, der Bewunderung der offene Skandal, und so sah er sich bald vor die unangenehme Tatsache gestellt, daß ihn niemand recht ernst nehmen wollte. Man sah ein Unikum in ihm, und was ihn verfolgte, das war der Fluch der Lächerlichkeit. Wenn man aber von Wedekinds Person bisher den Eindruck gewonnen haben mochte, er verfehle, wie jener Julius in Schlegels „Lucinde“, auf eine scharfsinnige Art im einzelnen immer das Rechte, weil er gar keinen Sinn für das Unbedeutende hatte, ja weil er das Leben so ernst nahm wie einer seiner Bekannten das Kegelschieben, so verkehrte sich angesichts seiner Werke wie des durch diese geweckten Echos eben dieser Eindruck ins Gegenteil, denn nicht mehr Wedekind verfehlte hier das Rechte, sondern die Öffentlichkeit. Schallte es doch aus dem Wald, aus Publikum und Kritik ganz anders wider, als je hineingerufen wurde! Es war wie verhezt, und es war märchenhaft. Was Wedekind mit dem tiefsten Ernst heiliger Überzeugung ausspricht, das erscheint dort als Lästerung; was als unverwüßliche Lebenslust dasteht, gilt dort als Sünde; das im Grunde des Herzens echt Komödiantische, das vor Entsetzen Stumme, das allenfalls in

die Mimik, in die Maske, ins Grinsen Verscheuchte, dort, von den Besserwissern der Zeit, wird es des Frevels bezichtigt, der Unzucht, der Gluchwürdigkeit, und als Trumpf zu alledem, ein Schauspiel für Götter, steht ein verkehrtes Zeichen vor Tragik und Komik. Die Komik erstirbt am Grausen, die Tragik am Gelächter.

Dieser hochbedeutsame, auch des Bürgertums Zwitterverhältnis zu Tragik und Komik tief berührende Sachverhalt wird köstlich erhellt an einer Anekdote, die Liebermann berichtet: „Eines Tages passierte mir 'ne merkwürdige Geschichte“, so beginnt Liebermann. „Es klingelt draußen, und ein Herr läßt sich melden.“ Es war natürlich Frank Wedekind. Sein Gesicht war verziert mit sieben Bärten oder auch verunziert. „Hier ein Bart und da ein Bart, und an der rechten Seite einer und an der linken Seite einer — und am Kinn auch noch 'n Zwickel“, so sieht ihn Liebermann. In wohlgelesenen, höflichen Worten, das Zungen-R nicht vergessend, bat Wedekind um die Erlaubnis, denn darum sei er hergeschickt worden, an einem der nächsten Abende vor geladenen Gästen sein Drama „Erdegeist“ vorlesen zu dürfen. Diese Vorlesung kam auch zustande. „Und was soll ich Ihnen sagen“, fährt Liebermann fort, „bei den ernstesten Stellen — Sie wissen, am Ende jeden Aktes ist einer tot — mußten wir fürchterlich lachen. Wir rutschten bald alle von den Sesseln und lagen vor Lachen auf dem Boden.“ Nichtsdestoweniger hat Wedekind damals in seiner übertragischen Art sein Schauspiel zu Ende gelesen, es war sein Berliner Debüt, es war wieder ein Durchfall.

„Man hofft und hofft und hofft von einem Durchfall zum andern, von einem Scheinerfolg zum andern“, schreibt Wedekind sieben Jahre später, und noch immer mit Recht, an einen Bekannten.

Gelächter also war es, womit man Wedekinds Leichname begrub, und der Glanz von Durchfällen ist es, der seinen Ruhm begründet. Dabei muß man jenen, die diesen Begräbnissen oft mit Feuer beigewohnt haben, Gerechtigkeit widerfahren lassen, erkannten sie doch durchaus, daß eine Potenz am Werk war, nur wußten sie nichts damit anzufangen, noch weniger mit ihrem eigenen Eindruck. Doch daß hier das Tragische vorerst komisch wirken mußte und das Komische beinahe tragisch, tragisch auch für den Dichter, und dies hauptsächlich deshalb, weil hier gegen den Modestil einer glut- und schwunglosen, trocken pessimistischen, wirklichkeitsgrauen Zeit, jener literarisch naturalistischen, der man huldigte, das Pathos der Tragikomödie heraufkam, Buffonerie und ein Höllenzyonismus wie aus Mozarts „Don Giovanni“, das ahnte wohl mancher. Wedekind selber schickte sich schließlich darein, den Gluch der Lächerlichkeit zu ertragen. Es war seine Ehre und sein Komeschweif.

Damit schien Wedekinds Sendung erfüllt. Inzwischen literarisch längst anerkannt, auch hie und da gespielt, von Freunden gestützt, hätte jeder andere

in seiner Haut sich zufriedengegeben, er hätte produziert, hätte sein Werk, wenn's not tat, durch mancherlei persönlichen Schritt gefördert, hätte wohl auch die Trommel gerührt, doch eines hätte er kaum getan, eben nicht das, was Wedekind tat. Das Mißverständnis nämlich, das ihn verfolgte, schien zwar besänftigt und neutralisiert, doch leider nur im rein Literarischen — wie aber verhielt es sich mit dem Darstellungsstil, wie mit der Schauspielerischeit? Man spielte auch hier gegen den Strich und verfehlte das Rechte. Was vor allem fehlte, waren Eignung und Sinn für den schlechtthin dramatischen Raum. Seine Stücke, wie Wedekind klagt, werden hingerichtet, Uraufführungen sind Hinrichtungen; die Schauspielerischeit spielt auf „Wirklichkeit“, aber nicht hochdramatisch, sie spielt auf Konversation, nicht aber auf Pathos, denn Pathos war ihr verhaßt.

Unter diesem Dilemma, diesem phantastischen Duerstand, der ihn schwachmatt setzt, reißt schließlich jener Entschluß heran, der romantisch in höchstem Grad ist und der Wedekinds Doppelgängerscheit seiner selbst auch in dieser Sphäre aufs herrlichste bestätigt. Wedekind entschließt sich, Wedekind zu spielen! Das ist kein Schauspieler hier, der zugleich auch ein Autor ist wie etwa Nestron, es ist auch nicht mehr jener Cornelius Mine-Haha, als der Wedekind einst in Zürich als Absenrezitator aufgetreten, geschweige jener Heinrich Kammerer, als der Wedekind gelegentlich in Leipzig in zeitgenössischen Stücken wie auch in seinem „Erdgeist“ mitgewirkt — nein, hier lockt ihn ein Phänomen. Als hätten die Geister, die er geschaffen, ihn zu sich herübergeholt, und als gälte es ungeachtet der „Prügel“, die ihm die Presse erteilt, das Schicksal zu zwingen, ja den romantischen Zwiespalt von Darstellung und Sein, von Selbstentblößung und Selbsterfüllung, als gälte es, die zwei Menschen in ihm vor aller Welt zusammenzuschmelzen, so steht er auf der Bühne. Er tut es keineswegs virtuos, er bietet im Grunde nicht Schauspielerischeit. Wie sollte er auch! Ihm geht es um mehr. Linkisch unheimlich, vor Leidenschaft starr, wirklich er selbst, doch zugleich auch der andere, der, den er darstellt, gleicht er am ehesten dem „Zwergriesen“ aus „Hidalla“ — ein Narr, ein Gezeichneteter, ein dummer August, der von der Schönheit träumt.

„Wenn ein Mensch von meiner Willenskraft, die sich durch kein Mißgeschick hat brechen lassen, sein ganzes Sinnen und Trachten auf einen Vorfaß konzentriert, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: er erreicht sein Ziel, oder er verliert den Verstand.“ — Scholz, im „Marquis von Keith“, von dem diese Äußerung stammt, verliert ihn, er verliert ihn vollkommen und dankt ab. Wedekind hingegen erreichte sein Ziel. Doch blickt man auf das letzte andert-halb Jahrzehnt seines so wunderlichen, erfolglos-erfolgreichen Lebens, so dämmert auch hier eine ewig das Menschenrätsel bewegende Frage auf. Es ist

die Frage nach Opfer und Preis, die Frage, ob ihm dieser sein Willensakt, die Bannung der Fluchwürdigkeit und des unangebrachten Gelächters, nicht mehr an Schöpferkraft abverlangt hat, als der Dichter in ihm vertrug.

Lucinde und Lulu

Von Wedekinds beiden Standardwerken ist der um 1893 entstandene „Erdgeist“, mit Lulu als Zentralfigur, das in der Konstellation weibliche, während sieben Jahre später im „Marquis von Keith“, mit der Feenpalastgründung als Antrieb, das männliche Prinzip vorherrscht. Im „Erdgeist“ dreht sich alles um Lulu, sie ist die Gestalt, der jeder verfällt, und auch für Wedekinds fernere Frauengestalten steht sie typologisch im Zentrum. Das Weibliche in der Potenz, nicht im klassischen Sinn das Ewige-Weibliche, sondern elementar, das absolut Weibliche, das Weibliche in seiner Nacktheit ist in Lulu verkörpert. Hierauf beruht ihr metaphysischer Rang wie ihre sinnliche Unverwundlichkeit.

Bereits durch die Männer im „Erdgeist“, doch später auch außerhalb von ihm, bei Publikum und Kritik, tauchte daher wie von selbst die anscheinend so einfache Frage auf, wer Lulu eigentlich sei, woher sie käme, und was sie, wenn nicht als Mensch, so als Kreatur, eigentlich bedeute. Das ist eine typische Sagen- und Märchenfrage. Bekanntlich waren auch unter der Schauspielerschaft zu Wedekinds Zeit zumindest zwei Rollenauffassungen im Schwange, die eine, die in Lulu ein dekadentes Gesellschaftsprodukt sah, den Vamp, die Kanaille, die Dirne, die andere, beispielsweise der Exsoldat gemäße, die mehr auf ein seltsam psychologisiertes, lauernes Rätsel abzielte. So ist es, als wiederhole ein romantischer Akt von Zweideutigkeit sich auch hier.

Nun macht es Lulu ihren Verehrern nicht leicht, denn die Frage, wer sie eigentlich sei, geschweige die Frage nach Vater und Mutter, kümmert sie nicht im geringsten, und für jene, die dennoch das Fragen nicht lassen, hat sie höchstens, nicht ohne Naivität, zur Antwort, sie sei weder das eine noch das andere. Einmal sagt sie sogar über ihre Herkunft: „Ich bin ein Wunderkind“, als wäre sie überhaupt von keinem Menschen gezeugt, und ein andermal sagt sie: „Ich bin von allen Seiten gleich vorteilhaft“ — ein Ausspruch, der weder Schabernack ist noch völliger Ernst. Und nur die Geschwiz sagt, auf Lulus Porträt hinweisend, sehr eindeutig: „Hier sind Sie wie ein Märchen.“ Es steckt in der Tat in Lulu ein Wesen, das eine gleiche Macht ausstrahlt, wie jene es ist, die „unter Tage“ haust, und genau wie diese nicht eher verflucht werden kann, als bis sie, erdürstet und begehrt, in die Hände der Menschen gerät, so Lulu nicht eher, als bis die Männer sie lieben. Darin besteht ihre Fragwürdigkeit. Doch darin besteht auch ihr Fluch. Denn da sie sich dieser Wirkung bewußt ist, wird es ihr zum Genuß, den Mann zu

erproben — sie erprobt selbst den jungen Hugenberg, indem sie ihn fragt, ob er mit seinen Eltern zufrieden sei — und da jeweils das, wofür die Männer sie halten, den Männern zum Verhängnis wird, ist Lulus Gegenwart voller Verheerung. Es ist nun überaus kauftisch zu sehen, wie ein sturer, handfester Apoplektiker vom Format des Medizinalrats Goll, der diese Erkenntnis im Blut hat, sich auf Weiterungen gar nicht erst einläßt. Indem er Lulu umgetauft hat in Nellie, denn Lulu klingt vorsintflutlich, hat er sie sich dressiert; mit der Reitpeitsche und dem Ruf „hopp!“ behandelt er sie, und um sie wirklich besitzen zu können, umgibt er sie mit dauernder Wachsamkeit, dauernder Gegenwärtigkeit und mit der instinktiven Polizeinatur eines Schießhunds. Sobald aber der Mann sein Glück nicht in Furcht hält, verwandelt es sich im erstbesten unbewachten Augenblick in Unheil. Und das nun wieder ist der Fluch des Mannes und seine Paradoxie, wenn er glaubt, das Weibliche in seiner Nacktheit sich sichern zu können, indem er es bewacht. Wo immer aber der Mann, was Lulu sichtlich zuwider ist, mit Vorwürfen gegen sie auftritt, der Kunstmaler Schwarz ihr Verstellung vorwirft, Doktor Schön ihr vorwirft, sie wisse anscheinend nicht, was sie tut, reckt sich sofort ihr Selbstbewußtsein empor. Sie sich verstellen? Das habe sie glücklicherweise nicht nötig; außerdem sei sie sich ihrer vollkommen bewußt.

Man kann sich den Spaß und das heitere Vergnügen leisten, denn es führt eher weiter, als daß es aufhält, und kann Lulus Bewußtheit mit der Bewußtheit der Schlegelschen Lucinde vergleichen, Lucinde, der bekanntlich gleichfalls vor Vorwürfen schaudert, denn sie ruft ihrem Julius zu: „Wenn du anfängst zu moralisieren, lieber Freund . . . Lieber gebe ich dir noch einen Kuß und laufe voran.“ Auch Lucinde ist in Dingen der Liebe, in der Lust am Vergieren, in der Erprobung des Mannes hochgradig erfahren — ihr genügt freilich ein einziger! — doch während ihre Bewußtheit durchaus eine geistvolle ist, die gleichsam tanzt auf der Spitze der Zunge, und während sie, eben aus Geist, zur Reizbarkeit und zur Koketterie neigt, ja zur Verstellung, während sie also, was Lulu nie nötig hat, ästhetisiert, ist Lulus Bewußtheit ganz eine triebhafte, stillschweigend expansive. Es ist erstaunlich, was Lulu nicht alles verschweigt, und erstaunlich nicht minder, mit wie wenigen Worten sie ins Schwarze zu treffen versteht. Wenn sie von ihrem zweiten Mann, dem Kunstmaler Schwarz, sagt, er habe kein Kindergemüt, er sei banal, so trifft sie damit, durchaus wie Lucinde, eine ganze spezifische Gattung, und wenn sie zu Doktor Schön, ihrem dritten Mann, beim Selbstmord ihres zweiten, der dessen Freund war, bemerkt, das geschähe ihm recht, so beweist sie selber aufs beste — ihr Kindergemüt. Sie ist unschuldig und zynisch. Nie jedoch ist sie reflexiv oder anzüglich, denn es ist ihre Macht, deren sie sich bewußt ist, wohingegen Lucinde auf ihren Empfindungen spielt und genötigt ist, all das

selbst auszusagen, was Lulu für sich den Männern überläßt. Nicht anders unterscheidet sich auch die Art ihrer Romantik. Lucinde ist romantisch insofern, als sie sich selber genießt im Geist; Lulu, die vor dem Spiegel zuweilen bedauert, nicht ihr eigener Mann sein zu können, genießt dagegen wesentlich ihre Macht. Lulu gleicht dem Märchen der Wildnis, sie hat Witterung und Instinkt, Lucinde ist ein Gesellschaftswesen mit gesellschaftlicher Freiheit. Begreift man den Vorgang vom Erdgeist aus, vom Urtrieb der Mächte, so ist Lulu ganz ein Geschöpf der Dämonie, ein Prachttier, das Liebe nur dort anerkennt, wo es beherrscht wird, eine Schlange meinetwegen, deren Selbstgenuß so weit geht, daß sie den Mann noch um das Glück beneidet, das sie ihm bietet.

Des Hinweises auf jene Geschöpfe der Märchenwelt, die als Nixen und Nymphen, als Schönheitshexen, als Blenderinnen ins Tagesreich einbrechen, um einer bisher Geliebten den Erwählten zu stehlen, ihn ihr zu entfremden und mit in die Tiefe zu ziehen, auch des Hinweises auf die meistens damit verbundenen Glücksbedingungen, auf die Frage- und Schweiggebote, auf die so „seelenlose“, geheimnisträchtige Fremdheit: dieser Hinweise aller bedarf es nun kaum. Die Romantik in Lulu ist nur Resonanz, und wie ihre Herkunft soziologisch nicht aufhellbar ist, so auch nicht literarisch. Der seltsame Doppelsinn freilich in den Gesprächen, diese ihre Nacktheit und Traumlosigkeit, die gleichsam amputative Dialogform, die alles wegläßt bis auf den Rumpf, das Aneinandervorbei der Gedanken, das geradezu kalt Hypnotische dessen, all dies verweist aufs Reich einer Welt, die ausgespart bleibt. Wenn überhaupt, ist nur noch im Erdgeisttitel als solchem ein Durchblick offen. Doch welcher ein Schimmer in Lulus Worten! Welch eine Durchsichtigkeit! „Ich komme aus dem Wasser“, sagt sie. Oder sie fragt, doch kaum richtig fragend: „Was fang' ich an.“ Plötzlich, mitten in Gesprächen anderer, wittert sie etwas: „Ich glaube, es hat geklopft.“ An Alltäglichkeit sind diese Sätze unüberbietbar, und trotzdem klingt hinter ihnen ein Reich mit, das verbannt oder ausgespart bleibt.

„Hätte er seinen Geistern etwas mehr Fleisch gegeben“, sagt Wedekind von einem Theaterschriftsteller, der die alte Romantik, statt sie zu amputieren, archaisierend noch mit sich schleppte, „sie wären wohl auch länger am Leben geblieben.“

Der Geist des Fleisches, wie Wedekind sagt, die Empfindung des Fleisches, wie Diderot gesagt hat — es ist eine Köstlichkeit für sich und ein Gegenstück zum Bisherigen, diese und ähnliche Erotizismen in der deutschen Romantik, wie in Schlegels „Lucinde“, bereits dialogisiert, diskutiert und mit geistreichstem Fingerspitzengefühl aufgehellt zu sehen — jenen „höheren Kunstsinne der Wollust“, die „Elektrizität des Gefühls“ wie überhaupt den Erfahrungsreichtum bezüglich des potentiell Weiblichen und Männlichen.

„Freilich, wie die Menschen so lieben“, symphilosophiert Schlegel. „Da liebt der Mann in der Frau nur die Gattung, die Frau im Mann nur den Grad seiner natürlichen Qualitäten und seiner bürgerlichen Existenz, und beide in den Kindern nur ihr Nachwerk und Eigentum.“ Das Mysterium der Liebe bleibt hierbei unerkannt. Nicht zuletzt deshalb führt in der Kunst das Erotische ins Erzieherisch-Utopistische, wie denn auch Wedekinds Parkversuchen in Mine-Haha Schlegels Versuch parallel läuft, in Gestalt seiner Lisette eine Priesterin der Liebe zu zeigen, eine von denen, wie er sagt, die beinahe öffentlich sind, und deren Herz, wie Wedekind bemerkt, durch alles, nur nicht durch Menschlichkeit getröstet sein möchte. Ihre Liebesart entspricht ihrer Lebensart, ihrer entschiedenen Manier ihr konsequentes Betragen. Durch die erste Erfahrung so belehrt wie andere nicht durch die letzte, besitzen sie ein ausgesprochenes Verständnis für Romantik und für Realität, wie denn Lisette von ihrem Jockei, einem bildschönen Knaben, sich Märchen vorlesen läßt. „Im Spiegel besah ich mich wie ein Heiligtum“, heißt es von Wedekinds Fürstin Ruffalka. „Dabei war ich lustig und tollkühn, aber über gewisse Dinge verstand ich keinen Scherz.“

Blickt man von hier aus zurück auf die unterirdische Größe der Mächte wie auf die geistvoll bizarre, exzentrische der Satanischen, so ersteht Wedekinds weibliches Ideal als in der Schönheit der Rasse. Disziplin und Dressur, die Reitpeitsche als süßeste Probe, Stil und Körpergefühl sind die natürliche Form, der Gefahr des chaotischen Triebes zu gebieten. Denn im Gegensatz zur Erkenntnis wird der Geist im Stil wie in der Rasse naiv, hier spricht er eine Sprache, die wortlos ist, dafür eine Sprache des Ausdrucks, der Linie und der Bewegung. Es zeigt sich im Stil eine Kultform des Geistes, und insofern hat auch das Fleisch, geadelt wie es ist, seinen eigenen Geist. Nirgends ist Wedekinds Ideal, jenes weibliche Widerspiel aus Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit, seiner Verwirklichung näher. Man höre ihn selbst: „Der Gang eines Menschen hat seinen Rhythmus, der sich in Worten nicht erklären, der sich nur empfinden läßt. Aus diesem Rhythmus gelingt es Ihnen bei einiger Übung mit Leichtigkeit, den ganzen Körper zu konstruieren. — Sehr wesentlich dabei ist, ob die Bewegungslinie vom Ohrläppchen bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verläuft oder über der Hüfte abbricht. Wenn sie über der Hüfte abbricht, haben Sie keine einheitliche Natur vor sich, es läßt sich das durch den faltenreichsten Mantel hindurch feststellen. — Das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Rasse besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand . . . das Gefühl im Herzen erraten läßt.“

Hierin aber ist Lulu wie jede aus ihrem Geschlecht, nach Doktor Schöns Ausdruck, das helle Wunder.



Phot. E. Galloway, New

Das Magdalen College, dessen 1482–1504 erbauter Turm als einer der schönsten Bauwerke Oxfords

Oxford und Cambridge

UND IHRE UNIVERSITÄTSDRUCKEREIEN

Von Leonhard Adam

I.

Die beiden ältesten und vornehmsten britischen Universitätsstädte darf man sich nicht als verwunschene Märchenstädte vorstellen, wie es manche uralten Hochschulsitze auf dem Kontinent noch heute sind. Cambridge, mit fast 60000 Einwohnern, und Oxford mit gegen 58000 sind moderne große Städte geworden, die sich mit weitläufigen, gärtengeschmückten Vorstädten bis weit in die Umgebung hinein ausgedehnt haben. Doch beide umschließen in ihren inneren Stadtteilen die kostbaren Banten vergangener Jahrhunderte, Colleges, Kapellen und andere öffentliche Bauwerke. Allerdings sind die ältesten Gebäude beider Städte nicht mehr vorhanden. Die Handwerksläden, Gildenhallen und Pfarrkirchen des frühmittelalterlichen Oxford sind längst verschwunden, und die alten Gassen liegen jetzt viele Fuß tief unter den modernen Fahrstraßen. Aber das Vorhandene ist ehrwürdig genug; es

bietet uns einen Überblick über die Entwicklung der Architektur in England durch rund acht Jahrhunderte. Die technischen Errungenschaften der Neuzeit haben ihren Weg auch in die altersgrauen Collegepaläste gefunden, so daß man dort in Kunstgenüssen und Romantik schwelgen kann, ohne dabei die Bequemlichkeiten des zwanzigsten Jahrhunderts entbehren zu müssen.

Ob Cambridge oder Oxford schöner ist, läßt sich nicht entscheiden. In Oxford liegen die Colleges, nach außen durch gewaltige Mauern abgeschlossen, in unregelmäßiger Anordnung im Stadttinnern verteilt, während man sie in Cambridge nebeneinander an einer langen Straße hingeseht findet. Um den Ruhm, die schönsten Bauwerke zu besitzen, ringen beide Städte in edlem Wettstreit. Oxford mag einzelne Gebäude aufweisen, die an künstlerischem Werte einzigartig sind. Doch dem gewaltigen Trinity College oder dem fürstlichen Hofe des King's College in Cambridge kann weder in Oxford noch sonst irgendwo etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden.

Cambridge hat siebzehn Colleges, ferner fünf theologische und zwei Frauencolleges, während Oxford zweiundzwanzig Colleges, fünf Frauencolleges, und außerhalb des Universitätsverbandes sechs theologische Colleges zählt. Jedes College ist eine Welt für sich und verfügt über eigenes Vermögen, dessen Größe noch heute von der Höhe der Zuwendung abhängt, mit der vor Jahrhunderten der Stifter das College gründete. Es gibt arme Anstalten darunter und reiche, denen wertvolle Güter draußen auf dem Lande, manchmal auch ganze Häuserblocks in der Stadt mit erheblichen Einkünften gehören.

II.

Bekannt ist, daß das Leben und das Studium in Oxford und in Cambridge als College-Student sehr kostspielig ist und daß die ältesten und vornehmsten Familien des Landes mit einzelnen Colleges traditionell verbunden sind, so daß der Sohn ebenda zu studieren pflegt, wo einst Vater, Großvater und fernere Ahnen ihre akademischen Jahre verlebten. Beide Universitäten weisen daher einen aristokratischen Zug auf. Man kann aber heute nicht mehr sagen, daß das Studium hier einer plutokratischen Schicht vorbehalten ist. Denn erstens gibt es gewisse Colleges, in denen der Grundsatz der Sparsamkeit herrscht; und ferner steht den College-Studenten eine erhebliche Zahl von „non-collegiate“ Studenten gegenüber, die also überhaupt keinem College angehören, in fachlicher Beziehung aber alle Rechte und Pflichten der akademischen Bürger haben. Der Begriff der „Universität“ ist nicht etwa identisch mit der Gesamtheit der Colleges, sondern tatsächlich besteht in beiden Städten die Universität mit Unterrichts- und Forschungsanstalten und eigenen Beamten. Die Rektoren der einzelnen Colleges (in einigen lautet die Amtsbezeichnung anders, so „Master“, „Warden“, „Provost“, „Dean“ und so weiter) sind nicht notwendig gleichzeitig Professoren oder Dozenten („Readers“) an der Universität. Sorgen im College der Rektor und unter ihm (in Oxford) die Tutoren für die Disziplin unter den Studenten, so steht über den „non-collegiate“-Akademikern ein von der Universität



Phot. Walter Scott, Bradford

Oben: Hauptportal (Innenseite) und Kapelle des Exeter College, Oxford.
 Front aus dem 16. Jahrhundert, Kapelle aus dem Jahre 1857. — Unten: Die
 Hall“ (Fest- und Speisesaal) des Exeter College, Oxford, erbaut 1618.



Phot. Walter Scott, Bradford

eingesetzter Zensor. Es ist wundervoll, zu sehen, wie die Beschäftigung mit modernen Wissenschaften sich in Oxford und in Cambridge einerseits mit leidenschaftlich gepflegtem Sport, andererseits aber mit der Wahrung althergebrachter Formen vereint. Wenn auch in beiden Städten nicht wenige junge Leute leben, für die das Studium nur eine allgemeine Bildungsgrundlage liefern soll, so betreiben doch heute die weitaus meisten ernste Fachstudien als Berufsvorbereitung. Nach festlichen und feuchtfröhlichen Zusammenkünften macht sich das Hochgefühl, dem wichtigsten Stande der Universitätsstadt anzugehören, bei einzelnen lustigen Studienbrüdern zuweilen in ausgelassenen Streichen Luft, wie sie früher auch in festländischen Hochschulstädten vorkamen. Aber dieselben jungen Menschen beobachten abends beim Dinner in der „Hall“ ihres Colleges strengste Disziplin nach uralten Regeln. Das Geplauder an den Kerzenbeleuchteten Tischen verstummt mit einem Schlage, wenn der Rektor mit einer runden Holzplatte auf den Tisch schlägt. Alles ist aufgesprungen und hört schweigend den Gegenspruch, deren es (ich denke hier wieder nur an Exeter-College) mehrere gibt. Der kürzeste lautet: „Benedictus benedicat!“ Nun erst darf wieder das Colloquium einsetzen. Wenn etwa ein Student es sich hätte einfallen lassen, mit hellfarbigem Anzug sich zu Tisch zu setzen oder eine andere Form zu verletzen, so wird er „secondded“, das heißt mit einer Strafe belegt. Er muß nämlich einen sehr großen Krug Bier bezahlen, der am Tische herumgeht. Während einer der Tischgenossen trinkt, stehen seine Nachbarn zu beiden Seiten, solange die Hände des Trinkers den großen Krug halten, „um ihn zu schützen“. Der Grund hierfür stammt aus dem Mittelalter: der Trinkende könnte in diesem Augenblick, wenn er plötzlich angegriffen würde, seinen Dolch nicht ziehen. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese und andere alten Bräuche in einigen Colleges jetzt unterdrückt sind.

Das „tutorial system“ gibt es nur in Oxford. Jedes College hat einen oder mehrere Beamte, die Tutoren, denen die Aufsicht über die Studierenden, die Sorge für ihr leibliches und seelisches Wohl und für die Sinerhaltung des Studienganges sowie mannigfache Verwaltungsgeschäfte obliegen. Eine andere auf Oxford beschränkte Einrichtung sind die Rhodes-Scholarships gemäß dem Testament des aus der Geschichte Südafrikas bekannten Staatsmannes Cecil Rhodes (1853–1902). Diese Stipendien werden jungen Akademikern auf je drei Jahre verliehen, und zwar nicht etwa nur auf Grund wissenschaftlicher Leistungen, sondern vor allem auch persönlicher hervorragender Eignung („leadership“) sowie unter Berücksichtigung sportlicher Leistungen. Jedes dieser hundertneunzig Stipendien beträgt nicht weniger als vierhundert Pfund jährlich. Heute pflegen sie lediglich Studenten aus dem britischen Weltreich und aus den Vereinigten Staaten zugute zu kommen. Der ursprüngliche Gedanke des Stifters aber war, Angehörige aller anglo-germanischen Völker daran teilnehmen zu lassen und so diese Völker einander näherzubringen. Vor dem Weltkriege wurde dies auch durchgeführt, und einer meiner Freunde in Oxford wies mich darauf hin,

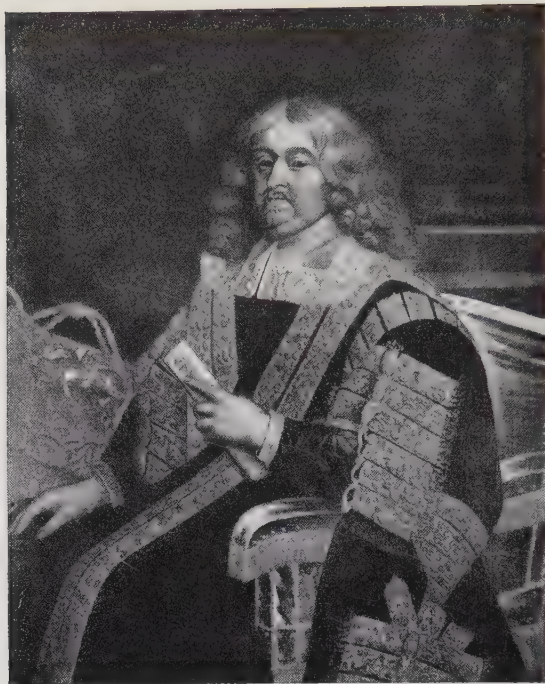
*Erzbischof Laud (1573–1645),
der von der Krone den ersten
Schutzbrief für die Oxford
University Press erhielt und
als erster orientalische Druck-
typen für Oxford beschaffte.*



Mit Erlaubnis von Dr. Johnson, Oxford.

daß auf der Kriegserinnerungstafel des vor wenigen Jahren eröffneten Rhodes-Hauses die Namen der deutschen Rhodes-Stipendiaten Seite an Seite mit denen der anglo-amerikanischen verewigt stehen.

In Oxford wie in Cambridge setzen sich die Universitätsangehörigen zusammen aus den Lehrkörpern, der etwa zu gleichen Teilen aus Professoren und Dozenten („readers“ oder „lecturers“) besteht, den „fellows“ oder Collegemitgliedern und den Studenten. Die „fellows“ sind entweder selbst Hochschullehrer oder sonst Forscher, sie leben in ihren Colleges und leisten wissenschaftliche Arbeit. Ihre Zahl macht in beiden Städten nicht ganz zehn Prozent der Studentenzahl aus. Von den Studenten oder „under-graduates“ lebt ein kleinerer Teil auf Kosten der in jedem College vorhandenen Stiftungen oder der Stipendien, von denen das Rhodes-Stipendium soeben erwähnt wurde. Der größere Teil dagegen sind die „commoners“ (Oxford) oder „pensioners“ (Cambridge), die ihre Studien- und Unterhaltungsgelder selbst aufzubringen haben. Diese Gelder bilden einen wichtigen Einnahmeposten im Etat, und da nun Cambridge ärmer ist als Oxford, so muß es weit mehr „commoners“ aufnehmen. In Oxford andererseits ist das All-Souls-College („Allerseelen“) dadurch bemerkenswert, daß es überhaupt keine Untergraduierten aufnimmt; es hat nur „fellows“, die im College wohnen können und entweder Universitätsprofessoren sind oder sonst höhere Forschungen oder literarische Arbeiten leisten. Rechtswissenschaft und Politik werden in diesem College besonders



Edward Hyde, Erster Earl of Clarendon (1609—74), Kanzler der Universität Oxford, nach dem die Clarendon Press benannt ist.

Mit Erlaubnis von Dr. Johnson, Oxford.

gepflegt, so sind zum Beispiel der große Jurist William Blackstone (1723 bis 1780), der Marquis Curzon (1859—1925), der als Vizekönig von Indien eine hochbedeutende Rolle beim Ausbau des Weltreiches spielte, und Sir John Simon aus dem All Souls-College hervorgegangen. Überhaupt sind einzelne Colleges allmählich die Horte bestimmter Wissenschaften geworden.

III.

Will man, abgesehen von den heute vorhandenen wirtschaftlichen und zahlenmäßigen Verschiedenheiten, innere Unterschiede zwischen den beiden großen Kulturstätten herausfinden, so sieht man sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Vergleicht man die langen Reihen weltberühmter Namen, die mit den einzelnen Colleges verbunden sind, so erscheinen sie beiderseits glanzvoll und vielseitig. Cambridge wie auch Oxford haben dem Lande viele bedeutende Staatsmänner herangebildet. Es hat beinahe den Anschein, daß auf diesem wichtigen Gebiete Oxford zwar eine längere Namensliste der älteren Zeit, Cambridge dagegen mehr Namen der Gegenwart vorweisen kann. Allein das Christ-Church-College von Oxford hat nicht weniger als zwölf Premierminister hervorgebracht. Wir begegnen in den Annalen Oxfords den Namen Peels, des älteren Pitt, Shaftesburys, Salisburys, und des Königs Eduard VII. Andere berühmte Oxforder Collegemitglieder waren Ruskin, der Chemiker Sir William Ramsay, der Dichter Swinburne,



Aufn. Photochrom Co., Wells, Kent

Oben: Die Trinity-Brücke über den Cam. Im Hintergrund der Turm von St. Johns College. — Unten: Großer Hof des Trinity College mit dem Brunnen von 1602.



Aufn. Photochrom Co., Wells, Kent

der Volkswirtschaftler Adam Smith, um nur ganz wenige wahllos herauszugreifen. Cambridge-Akademiker waren unter anderen Charles Darwin, Malthus, John Bradford, Sir Henry Maine (einer der ersten, die das Feld der Rechtswissenschaft über Europa hinaus erstreckten und die vergleichende Rechtswissenschaft schufen); von Staatsmännern Balfour, Stanley Baldwin, Sir Austen Chamberlain und General Smuts.

Beide Städte, besonders Oxford, haben eine bedeutende Rolle in der politischen Geschichte Englands gespielt, und erst die Geschichte der Universitäten und der einzelnen Colleges führt zum Verständnis des Werdeganges und der Leistungen ihrer Söhne. Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, auf diese historische Entwicklung einzugehen; erwähnt werden soll nur, daß die Geschichte beider Universitäten nicht etwa einen gradlinigen Aufstieg zeigt und daß es in England selbst zuzeiten nicht an herber Kritik sowohl an den Professoren wie auch an den Studenten gefehlt hat. Diese Kritik galt vor allem dem Oxford des 18. Jahrhunderts, und ihre Wortführer waren Gibbon und Sir William Blackstone, obwohl allein die Werke des letzteren, wie E. A. Greening Lamborn schreibt, ausreichen, um sein ungünstiges Urteil über die angebliche Ungeistigkeit seiner akademischen Zeitgenossen zu widerlegen. Der Ton der Studenten scheint im Oxford des 18. Jahrhunderts allerdings, gelinde gesagt, etwas rauh gewesen zu sein. So rühmt sich ein zeitgenössischer Schriftsteller, er habe, als sein Tutor ihm wegen Schwänzens einer Vorlesung eine Geldstrafe von zwei Pence auferlegte, geantwortet: „Sir, Sie haben mich mit zwei Pence bestraft wegen Veräümens einer Vorlesung, die nicht einmal einen Penny wert war!“ Ein anderer Berichterstatter schreibt, sein Tutor im Balliol College habe ihm geraten, er möge sich doch Privatstudien widmen, da seine, des Tutors, Vorlesungen für ihn wahrscheinlich ohne Wert wären.“ Aber wir dürfen solche und andere Einzelheiten lediglich als Anekdoten bewerten. Daß das 18. Jahrhundert in Oxford in Wahrheit keinen Niedergang bedeutete, wird bewiesen durch die Namen gerade der Zensoren Gibbon und Blackstone, ferner des großen Arztes Radeliffe, des Naturwissenschaftlers Gilbert White und vor allen des Polyhistor John Wesley von Lincoln und Christ Church.

Spricht man mit jetzigen oder ehemaligen Angehörigen der einen oder der anderen der beiden Universitäten, so erhält man von dem Mann aus Cambridge ebenso wie von dem aus Oxford die Versicherung, daß, bei aller Hochachtung vor der anderen Hochschule, doch die eigene den Vorrang zu beanspruchen habe, da sie in dieser oder jener Beziehung doch Größeres hervorgebracht, schöner oder vornehmer sei. Aber es gibt auch Leute, die in beiden Städten studiert und mehreren Colleges angehört haben. Einem von ihnen verdanke ich die nachstehende Unterscheidung: danach sind die Studien im heutigen Oxford mehr nach der historischen und der philosophischen Seite, also nach den Geisteswissenschaften gerichtet, während in Cambridge die sogenannten exakten Wissenschaften mehr gepflegt werden. Diese Meinung

soll natürlich keine schroffe Gegenüberstellung ausdrücken, sondern nur auf das hier und dort Überwiegende aufmerksam machen. Selbstverständlich werden auch in Oxford die Naturwissenschaften gepflegt und kommen in Cambridge Philosophie, Geschichte, Sprach- und Sozialwissenschaft nicht zu kurz. Aber etwas Richtiges scheint in der Ansicht schon zu stecken; denn sicherlich muß eine größere Zahl von Untergraduierten, die nur nach der Grundlage für einen Brotberuf streben, in Cambridge eine Abkehr von den reinen Geisteswissenschaften mit sich bringen. Vielleicht gelangen wir aber zu einer einfacheren Unterscheidung, wenn wir, ohne eine Abgrenzung nach Wissenschaftssphären zu versuchen, in Cambridge mehr einen praktischen, in Oxford mehr einen theoretisch-spekulativen Geist zu verspüren glauben.



Links: Das Universitätswappen als Verlagszeichen der Cambridge University Press 1640.

Rechts: Signet des ersten Universitätsdruckers von Cambridge, des Deutschen John Siberch, 1521.



IV.

Völlig gleichwertig erscheinen die geistigen Leistungen der beiden in edlem Wettstreit begriffenen Kulturstätten, wenn wir die wissenschaftlich-literarische Produktion der offiziellen Verlagsanstalten von Oxford und Cambridge betrachten.

Die „Cambridge University Press“ und die „Oxford University Press“ sind beide einmal Buchdruckereien, die durch ihre auserwählten schönen, drucktechnisch hervorragenden Ausgaben berühmt geworden sind, zum andern sind sie Verlagsanstalten, die in enger Verbindung mit den Universitätsbehörden stehen. Eine große Anzahl der bedeutendsten wissenschaftlichen Schriftwerke des Landes sind hier im Laufe von Jahrhunderten erschienen. Die Oxford Presse ist etwas älter als die von Cambridge, das erste in Oxford gedruckte Buch war ein theologisches, die „Expositio Sancti Ieronimi in Simbolum Apostolorum“, 1478. Nachdem bis 1486 sechzehn Bücher ausgegeben worden waren, erlosch das Unternehmen, um 1517–1519 auf kurze Zeit wieder aufzuleben. Die eigentliche Geschichte der heutigen Oxford University Press beginnt erst 1585, als Joseph Barnes mit einem Kapital von nur hundert Pfund, das ihm die Universität lieb, das Druck- und Verlagswesen neu begründete. Seitdem ist die Presse ununterbrochen in Betrieb gewesen. Das erste Cambridge-Buch erschien 1521; aus früherer Zeit sind urkundlich nur Textabschriften beglaubigt, die für die Studenten seit dem 13. Jahrhundert mit der Hand gefertigt wurden. Es

verdient, allgemein bekanntzuwerden, daß die ersten Drucker sowohl in Oxford als auch in Cambridge deutsche Meister waren. In Cambridge erfolgte die früheste Drucktätigkeit unter dem Patronat des Desiderius Erasmus, der im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts dort Professor der Theologie war und dem Queen's College angehörte. Sein Freund John Lair aus Siegburg, in England bekannt unter dem Namen John Ciberch, war der erste Drucker von Cambridge. Acht theologische Bücher, die heute sehr selten und darum kostbar sind, tragen die Marke des deutschen Meisters. 1534 erhielt Cambridge von Heinrich VIII. das Privileg, solche Bücher herzustellen und zu verkaufen, die vom Kanzler der Universität gebilligt werden würden. Oxford wiederum empfing seine erste „charter“ (Druckprivileg) erst 1632. Beide Anstalten scheinen sich nie in feindlicher Konkurrenz, sondern im Gegenteil in erfreulicher, harmonisch verlaufender Paralleltätigkeit befunden zu haben. Zum Beispiel ließ sich 1629 Cambridge von Oxford auf drei Jahre griechische Druckstöcke, damals noch eine Kostbarkeit. Überhaupt waren die Mittel beider Institute anfänglich so karg, daß sie in Ansehung technischer Hilfswerkzeuge vielfach auf private Schenkungen angewiesen waren. Hatte Oxford zum Beispiel seine griechischen Typen von Sir Henry Savile erhalten, so verdankte es Druckstöcke für Gotisch, Isländisch, Angelsächsisch und Runenschrift der Freigebigkeit von Francis Junius (1677). 1665 brachte die Oxford University Press die älteste, bis auf den heutigen Tag bestehende Zeitung Englands heraus, die „Oxford Gazette“. Die Annalen beider Anstalten liefern interessante Daten zur Geschichte des Buchdrucks. Um hiervon nur einige aus Oxford zu nennen: die erste Dampfmaschine (zehn Pferdekkräfte) und die erste Zylinder-Druckmaschine wurden in Oxford im Jahre 1834 aufgestellt. 1842 wurden zwanzig Bibeln dort zum ersten Male auf dünnem, importiertem Chinapapier gedruckt. Der Stereotypiedruck erfolgte zuerst 1860. Heute findet man in den weiten Gängen der Press die modernsten Maschinen des Buchdrucks und der Buchbinderei wie der Kunstgraphik, und mit Stolz wird der Besucher darauf aufmerksam gemacht, daß neben England auch Deutschland und Amerika hier mit ihren besten Maschinentypen vertreten sind. Die Oxford Press kann sich rühmen, noch von ihren sämtlichen Verlagswerken seit dem 16. Jahrhundert Exemplare zu besitzen. John Johnson, der Direktor, der den Titel eines „Printer to the University“ führt, hat in dem ehrwürdigen Verwaltungs- und gleichzeitig Betriebsgebäude seit einigen Jahren ein Museum der Buchdruckkunst einzurichten begonnen, das vorläufig erst aus zwei Räumen besteht, aber bereits eine Anzahl großer Kostbarkeiten aufweist.

Von den vielen bedeutenden Verlagswerken der Oxford University Press können hier nur wenige angeführt werden, vor allen das „Oxford English Dictionary“, dessen erster Band 1884 und dessen zehnter und letzter 1928 erschien. Das gewaltige Werk enthält 414825 Wörter und wird durch Ergänzungsbände auf dem Laufenden gehalten werden, da der Sprachschatz bekanntlich durch neue Wortbildungen allmählich wächst. Von kürzeren Schriften,



Phot. Walter Scott, Bradford

Das Clarendon Printing- House (1713) zu Oxford, heute Amtsgebäude der Universität und Sitzungsraum der Clarendon Press.

die es verdienen, auch in anderen Ländern bekanntzuwerden, erwähne ich das von G. E. S. Palmer zusammengestellte Buch „Consultation and Co-Operation in the British Commonwealth“ (1934).

In einigen Fällen tritt die Oxford University Press unter der Bezeichnung „The Clarendon Press“ auf, wenn es sich nämlich um solche Werke handelt, die gewissermaßen mit dem Imprimatur und der ausdrücklichen Billigung der Universität verlegt werden. Es ist der Name von Edward Hyde, Erstem Earl of Clarendon (1609–1674), der nach einem bewegten Leben als Staatsmann, Historiker und Kanzler der Universität Oxford zu Rouen in der Verbannung starb. Sein Hauptwerk „History of the Rebellion and Civil Wars in England“ (drei Bände, Oxford 1702 bis 1704) brachte der University Press einen Nutzen, der es, wenigstens teilweise, ermöglichte, ein neues Gebäude zu errichten, das nach dem erfolgreichen Autor das „Clarendon Printing House“ genannt wurde. Heute beherbergt es zwar nicht mehr die Druckerei, aber einer seiner Räume ist noch der Sitzungsaal der Delegierten des Verlages. — Die Cambridge University Press (gegenwärtiger Printer to the University ist Walter Lewis, unter technischer Mitwirkung von Stanley Morrison) hat im Laufe der letzten Jahrzehnte das Gesicht eines Weltunternehmens erhalten. Die „Syndizi“ der Presse werden in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Kanada und in Indien durch die Macmillan Company vertreten, die in New York eine besondere Cambridge University Press-Abteilung eingerichtet hat. Umgekehrt fungieren die Syndizi als Vertreter der Universitäts-Verlagsanstalten von Chicago, Kalifornien und Durham (Nordkarolina). Cambridge ist berühmt durch seine Ausgaben mathematischer,

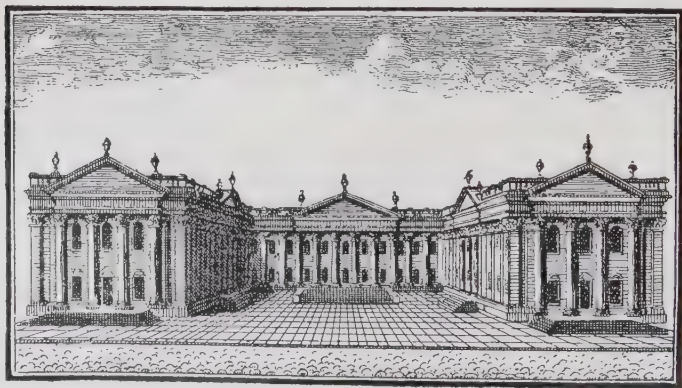
physikalischer und biologischer Bücher*). Um nur Autoren der neueren Zeit zu nennen, so finden wir hier die Mathematiker Sir A. S. Eddington, Sir James Jeans, Sir Horace Lamb, Sir Joseph Larmor, Lord Ruffel und Dr. A. N. Whitehead; von Physikern Niels Bohr, Sir James Dewar, Lord Rutherford und Sir J. J. Thomson, während unter den Biologen William Bateson hervorragte, der ein Werk über die Mendelschen Vererbungsregeln schrieb. Aus dem Gebiet der historischen Wissenschaften ist das zwölfbändige Sammelwerk „The Cambridge Modern History“ (1896 bis 1912) hervorzuheben. Weiter sind bereits vollendet „The Cambridge History of English Literature“ sowie die „Cambridge History of British Foreign Policy“. Im Erscheinen begriffen sind die ebenfalls mehrbändigen Werke „The Cambridge History of India“ und „The Cambridge History of the British Empire“. Aus der unübersehbaren Zahl literarischer Veröffentlichungen bedarf eine Neuauflage der Werke Shakespeares unter dem Titel „The New Shakespeare“, beruhend auf sprachwissenschaftlich-kritischer Nachprüfung durch Sir Arthur Quiller-Couch und Professor J. Dover Wilson, der Erwähnung. Ferner erscheinen in der Cambridge Presse nicht weniger als fünfundzwanzig Zeitschriften, teils wissenschaftliche, teils literarische; und endlich ist der Verlag durch seine ausgezeichneten Ausgaben von Schulbüchern (über dreihundert Bände) hervorgetreten.

So zeigen sich die Oxford wie die Cambridge University Press nicht als lediglich von kaufmännischen Gesichtspunkten geleitete Unternehmungen, sondern, entsprechend ihrem engen Verhältnis zu den Universitäten, als deren öffentliches, literarisches Forum. Beide Institute hatten durch mehr als vier Jahrhunderte einen wesentlichen Anteil am englischen Geistesleben und bewahren diese Stellung noch heute**).

*) Vgl. Cambridge University Press. Notes on its History and Development, 5. Aufl., Cambridge 1934. Die diesem Artikel beigelegten Abbildungen der Devisen und Wappen von Cambridge wurden mit gütiger Erlaubnis der Cambridge University Press diesem Büchlein entnommen.

**) Eine Chronik der Oxford University Press ist dem hübschen Büchlein „Oxford“ von C. A. Greening, Lamborn (Oxford University Press, 1930) nebst einer Reihe guter Bilder beigelegt.

Devise der Cambridge University Press im 18. Jahrhundert.





Mark Aurel. Bronzestatue in Pariser Privatbesitz

MARK AUREL

Betrachte einmal zum Beispiel die Zeiten unter Vespasian, und du wirst alles finden wie jetzt: Menschen, die freien, die Kinder erziehen, Kranke und Sterbende, Kriegerleute und Festfeiernde, Handeltreibende, Ackerbauer, Schmeichler, Anmaßende, Argwöhnische, Gottlose, solche, die den Tod dieses oder jenes herbeiwünschen, über die Gegenwart murren, verliebt sind, Schätze sammeln, Konsulate, Königskronen begehren. Nun, sie sind nicht mehr, sie haben aufgehört zu leben. Gehe dann zu den Zeiten Trajans über. Abermals ganz dasselbe. Auch dieses Lebensalter ist ausgestorben. Betrachte gleichfalls die anderen Abschnitte von Zeiten und ganzen Völkern und siehe, wie viele, die Großes geleistet, bald dahinsanken und in die Grundstoffe aufgelöst wurden.

Die Zeit ist ein Fluß, ein ungestümer Strom, der alles fortreißt. Jegliches Ding, nachdem es kaum zum Vorschein gekommen, ist auch schon wieder fortgerissen, ein anderes wird herbeigetragen, aber auch das wird bald verschwinden.

Die Dinge in der Welt sind gewissermaßen in ein solches Dunkel gehüllt, daß nicht wenige Philosophen, und zwar nicht alltägliche, bekannt haben, man könne sie nicht begreifen. Selbst die Stoiker halten sie für schwer ergündlich. Wie kurzdauernd und wertlos sind sie und können sogar das Eigentum eines Possenreißers, eines Unzüchtigen oder eines Straßenräubers werden! Lenke danach deinen Blick auf den Geist deiner Zeitgenossen. Man hat Mühe, selbst die Art und Weise des Dienstfertigesten unter ihnen erträglich zu finden, ganz davon zu schweigen, daß mancher sich selbst kaum ertragen kann. Was nun bei solchem Dunkel und solcher Widerlichkeit der Zustände und dem so raschen Verlauf der Dinge und der Zeit, der Bewegung und des Bewegten wohl der Hochschätzung oder des Strebens überhaupt noch wert sein könne, vermag ich nicht zu begreifen.

Unmögliche Dinge verlangen ist töricht; unmöglich aber ist es, daß die Lasterhaften anders als lasterhaft handeln.

Keinem Menschen widerfährt etwas, was er nicht seiner Natur nach auch ertragen könnte. Dieselben Unglücksfälle widerfahren einem anderen, der entweder, weil er das nicht recht kennt, was ihm widerfährt, oder weil er seine Geistesgröße dabei zeigen will, ruhig und unverletzt bleibt. Ist es nicht entsetzlich, daß Unwissenheit und Eitelkeit stärker sein sollen als Einsicht?

Wie lächerlich doch die Menschen verfahren! Ihren Zeitgenossen, mit denen sie zusammenleben, verweigern sie das Lob, sie selbst aber schlagen das Lob von seiten der Nachkommen hoch an. Diese sollen alsdann rühmen, was sie weder kennen noch gesehen haben. Das ist aber fast ebenso, als wenn jemand sich darüber betrüben wollte, daß auch die Vorfahren auf ihn keine Lobreden gehalten haben.

Was ist Schlechtigkeit? Nichts anderes als was du schon oft gesehen hast. Und so denke denn bei jedem Begegnis sogleich: es ist nur etwas, was du schon oft gesehen hast. Dann wirst du finden, daß alles, wovon die Jahrbücher der alten, mittleren und neueren Geschichte und wovon auch jetzt Staaten und Familien voll sind, in jeglicher Hinsicht ganz das nämliche ist. Nichts Neues; alles gewöhnlich und kurz dauernd.

Wie viele Hochgepriesene sind bereits der Vergessenheit anheimgefallen. Und wie viele, die das Loblied jener angestimmt haben, sind schon längst nicht mehr da!

Der Außenwelt zu zürnen, wäre töricht; sie kümmert sich nicht darum.

Betrachte die Vergangenheit, die großen Veränderungen so vieler Reiche; daraus kannst du auch die Zukunft vorhersehen; denn sie wird durchaus gleichartig sein dem, was gewesen ist, und kann unmöglich von der Regel der Gegenwart abweichen. Daher ist es auch einerlei, ob du das menschliche Leben vierzig oder zehntausend Jahre hindurch erforschst; denn was würdest Du Neues sehen?

Die Lebenskunst hat mit der Fechtkunst mehr Ähnlichkeit als mit der Tanzkunst, insofern man auch auf unvorhergesehene Streiche gerüstet sein und unerschütterlich feststehen muß.

Es ist lächerlich, der eigenen Schlechtigkeit sich nicht entziehen zu wollen, was doch möglich, wohl aber der Schlechtigkeit anderer, was unmöglich ist.

Und wenn du gleich plätzen solltest, sie werden nichtsdestoweniger ebenso handeln.

Bedenke, daß du nicht gegen deine Freiheit handelst, wenn du deine Meinung änderst und dem, der sie berichtigt, nachgibst. Denn auch dann vollzieht sich deine Tätigkeit nach deinem Willen und Urteil und sogar auch nach deinem Sinn.

Die Urkraft des Weltganzen ist wie ein gewaltiger Strom, der alles mit sich fortreißt. Wie unbedeutend sind selbst diejenigen Staatsmänner, die die Geschäfte nach den Regeln der Weltweisheit zu lenken wännen! O Eitelkeit! Was willst du, Mensch? Tue doch, was gerade jetzt die Natur von dir fordert. Wirke, solange du kannst, und blicke nicht um dich, ob's einer auch erfahren wird. Hoffe auch nicht auf einen platonischen Staat, sondern sei zufrieden, wenn es auch nur ein klein wenig vorwärts geht, und halte auch einen solchen kleinen Fortschritt nicht für unbedeutend. Denn wer kann die Grundsätze der Leute ändern? Was ist aber ohne eine Änderung der Grundsätze anders zu erwarten als ein Knechtsdienst unter Seufzen, ein erbeuchelter Gehorsam?

Sooft du an der Unverschämtheit jemandes Anstoß nimmst, frage dich sogleich: ist es auch möglich, daß es in der Welt keine unverschämten Leute gibt? Das ist nicht möglich. Verlange also nicht das Unmögliche. Jener ist eben einer von den Unverschämten, die es in der Welt geben muß. Dieselbe Frage sei dir zur Hand hinsichtlich der Schlaupöppe, der Treulosen und jedes Fehlenden. Denn sobald du dich daran erinnerst, daß das Dasein von Leuten dieses Gelichters nun einmal nicht zu verhindern ist, wirfst du auch gegen jeden Einzelnen von ihnen milder gesinnt werden.

Was sind die Menschen, die nur essen, schlafen, sich begatten, ausleeren und nur tierische Funktionen verrichten? Und was, wenn sie die Herren spielen, stolz einhergehen, sich ungehalten gebärden und von ihrer Höhe herab mit Scheltworten um sich werfen? Welchen Menschen fronten sie noch vor kurzer Zeit und um welchen Lohn? Und was wird aus ihnen nach einer kleinen Weile werden?

Wie verderbt und betrügerisch ist der Mensch, der da spricht: ich bin entschlossen, aufrichtig mit dir umzugehen! Wozu das, o Mensch? Es ist unnötig, das erst zu sagen; es muß auf der Stelle sich zeigen; schon auf deiner Stirne muß diese Versicherung geschrieben stehen. Es muß sogleich aus deinen Augen hervorleuchten, wie der Geliebte im Blicke des Liebenden sogleich alles lesen kann. Überhaupt muß der aufrichtige und gute Mann in seiner Art eben das sein, was der Übelriechende in der seinigen ist; wer ihm nahekommt, merkt es sogleich, er mag wollen oder nicht. Eine erkünstelte Aufrichtigkeit dagegen ist wie ein versteckter Dolch. Es gibt nichts Schändlicheres als Wolfsfreundschaft. Entfliehe ihr, so schnell du kannst. Der tugendhafte, aufrichtige und redliche Mann offenbart sich unverkennbar schon in seinen Augen.

Der Zorn und Kummer, den wir durch die Handlungen der Menschen empfinden, sind härter für uns als diese Handlungen selbst, über die wir uns erzürnen und betrüben.

Es hieße lächerlich und ein Fremdling in der Welt sein, wenn man über irgendein Ereignis in seinem Leben staunen wollte.

O Mensch, du bist in dieser großen Stadt Bürger gewesen, was liegt daran, ob fünf oder dreißig Jahre? Was den Gesetzen gemäß ist, ist für niemand hart. Was ist es denn Schreckliches, wenn du nicht durch einen Tyrannen, nicht durch einen ungerechten Richter, nein, durch eben die Natur, die dich in diesen Staat eingeführt hat, wieder hinausgesandt wirst? Es ist nichts anderes, als wenn ein Schauspieler durch denselben Prätor der ihn angestellt hat, wieder entlassen wird. „Aber ich habe nicht fünf Akte gespielt, sondern erst drei.“ Wohl gesprochen; doch im Leben sind drei Akte schon ein ganzes Stück. Denn den Schluß bestimmt derjenige, der einst das Gesamtspiel einrichtete und es heute beendet; weder das eine noch das andere hängt von dir ab. So scheide denn freundlich von hier; auch er, der dich entläßt, ist freundlich.

Aus Mark Aurels „Selbstbetrachtungen“ (Leipzig, Philipp Reclam).

K u n d s c h a u

Denaturierter Krieg. Wie verzweifelt der Ausgang des Falles Abessinien den Ergebnissen des alten politischen und diplomatischen Spiels auch wohl ähneln wird: die letzten Monate zeugen doch für den Beginn eines neuartigen politischen Zustandes auf der Erde. Eine Großmacht faßt ins Auge, das afrikanische Kaiserreich „kompromißlos“ zu erobern. Ist jemals früher ein solches Vorhaben, ein solcher Fall im voraus derartig zerdacht und zerredet worden? Alles: die zweckmäßige Jahreszeit für das Losschlagen, womöglich auf einen Tag präzisiert, die Bewaffnung, die Verpflegung der Italiener und ihr Bedarf an Zitronen und Wasser, die Anzahl von Patronen hüben und drüben, die Rechtsverhältnisse des Suezkanals, der italienische Aufkauf von Maul- eseln, jener für das Machen von Weltgeschichte im abessinischen Hochland unentbehrlichen Zwittergeschöpfe, und von Tonnage, die möglichen politischen Schachzüge, die allfällige Haltung jedes Volkes zu der noch unbestimmten bestimmenden Macht in der unbestimmbaren Situation von morgen, die jeweilige Zwickmühle der Franzosen, Italiener, Engländer, der voraussichtliche Aufstand der Farbigen gegen die Weißen, die Milliarden, die Mussolini nicht umsonst ausgegeben haben will – eine solche Masse von Umständen ist noch nie a priori so ins Auge gefaßt worden wie diesmal. Ein Volk von Farbigen, aber auch die beutelustige Nation sieht sich im grellen Scheinwerferlicht der politischen und wirtschaftlichen Analyse. Die Welt hat vor dem Losgehen des ersten Schusses jede psychologische und technische und machtpolitische Analyse geleistet. Der Fall Abessinien ist zu lange abgehangen, er fängt an zu riechen. Die Weltpolitik kocht in einem einzigen Suppentopf, und die Knochen der Verträge und Pakte, an denen man so gern nagen möchte, werden zu Leim zerköcht.

In seltsamer seelischer Verfassung schreitet man diesmal zum Kriege. Sicher ist Italien diese das Losschlagen gefährdende politische Abköcherei überaus peinlich. Aber was soll es tun? Die Welt hat sich geändert. Ein solcher Fall wird vor das Bewußtsein der ganzen Welt gezerrt. Alle Gemüter, alle politischen Stellen, alle „potentiellen“ Verhältnisse und allenfalls möglichen Situationen nehmen an dieser verrackten Ouverture zu einem neuen Weltchauspiel teil. Ist England der Dirigent? Dies alles ist, in dem universell-kolossalen Maßstab, jedenfalls so wie wir es erleben, ganz neu. Die Akten Abessinien gehen durch sämtliche Diplomatenfinger, in den Chor des total ineinandergefüzten Weltgefüges mischt sich das eine Mal Amerika mit einer Erinnerung an den Kelloggspakt, das andere Mal das Rote Kreuz. Die Kaiserin von Abessinien sucht mit amerikanischer Hilfe eine Rundfunk- ansprache an die Welt zu halten, die von einer anderen, Tausende von

Kilometern entfernten Stelle, die schon informiert war, gestört wurde, so daß man die Rede nicht hörte. Die Italiener machen von Bari auf arabisch im Islam Propaganda gegen England. Die Russen verkaufen Getreide an die Italiener und geben Befehl an die afrikanischen Hafenarbeiter, das Getreide nicht zu löschen. Japan und der König von Irak spielen psychologisch mit. Jeder sucht hierbei hinter die politische Weisheit des anderen zu kommen. Aber es ist die Frage, ob wirklich alle eine Hauptrolle spielenden Nationen so weise sind, wie die anderen fürchten.

Es sind nicht moralische oder ethische Antriebe, welche diesen seelisch, organisatorisch und propagandistisch übermäßig vorbelasteten Feldzug nur so zäh in Gang kommen lassen und die bewirken, daß immer wieder tausend Hemmungen der einen oder der anderen Art sich einstellen. Es ist die Folge der fortwährenden Zunahme der Flugzeuggeschwindigkeit, der Nachrichtenverbreitung, des universalen Bewußtseins, in dem die Menschheit seit Jahrhunderten bis zum heutigen Zustande hin immer mehr so geschult wurde, daß das Objekt Abessinien nunmehr in den allplanetarischen seelischen und politischen Knäuel eingewickelt ist. Je mehr sich die alten politischen Methoden und Denkweisen zur Schau stellen, je drohender sie zur Wirksamkeit drängen, um so mehr weisen sie bereits auch etwas von einer politischen Ohnmacht auf.

Die politischen Vorgänge laufen nicht gradlinig, nicht strategisch klar entwicklungsfähig. Auf diesem verdamnten Planeten ist die alte Raum-Zeit-Dynamik mit der hübschen Möglichkeit zu Kompromissen zerstört. Aber einen politischen Aufbau von heute mittag legt sich abends schon auf den Flügeln des Funks der neueste psychologische Schub aus dem unheimlichen politischen Kessel. Herr Rickett bekommt, während er quasi noch fliegt, schon die drahtlose Ohrfeige aus Washington, und jeder Europäer hat den drahtlos verbreiteten Schnappschuß gesehen, auf dem sich Herr Rickett rasiert. Nach den neuesten Meldungen hat Mr. Rickett seine Finger auch im Öl des Irak, wo Italien die Aktienmajorität besitzt. Welch ein heiliger Begriff war „Aktienmajorität“ für unsere Väter!

Inzwischen ist das größte Schlachtschiff der Welt, von England kommend, majestätisch an Gibraltar vorbei im Mittelmeer eingefahren.

Die Kurve ist schuld! Völkerbundsprestige, Ölkonzessionen, Volkswachstum und Weltfrieden werden verhandelt. Das wäre nicht schlimm, wenn jeder der Beteiligten die Frage nach dem absoluten und dem relativen Wert des einen und des anderen im stillen Kämmerlein so genau und so gründlich erwogen hätte, daß er das Ergebnis wie ein Denkmal aus Erz hinsetzen könnte. Daß die Welt nicht aus Träumen und Pathos gebaut wird, wissen wir ja alle.

Auch dagegen, daß die Verhandellenden am grünen Tisch nicht mit rührender Einfalt ihre Karten aufdecken, sich auf die Brust schlagen und sagen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ hat kein Mensch etwas einzuwenden.

Wenn wir gegen viele diplomatische Kunststücke der letzten Wochen trotz dem Bedenken äußern müssen, so sind sie gewissermaßen doch sittlicher Natur. Das nimmt ihnen jedoch keineswegs ihr Gewicht. Denn auch die Sittlichkeit, ja Ästhetik kann so ernstlich verletzt werden, daß der Fall lebensgefährlich wird.

Jede Tugend, die nicht zu einer gegenteiligen hingespant ist, hört auf, eine Tugend zu sein. Und das Bewußtsein der primitiven Triebfedern im Handeln der Menschen und Völker entspricht nur dann einer weisen Bescheidenheit, wenn die Kenntnis ihrer Ideale nicht vernachlässigt wird.

Wenn wir nun das Prestige des Genfer Instituts, Weltgeschäftsinteressen, Kolonialpolitik und Friedensidee als gleichwertige Objekte behandelt sehen, müssen wir stußen und uns fragen, welcher seelische Defekt der europäischen Menschheit immer noch die Politik bestimmt. Denn wenn gleich es durchaus anzuerkennen ist, daß die unvermeidlichen Tarnungen, deren sich das politische Schachspiel zu bedienen hat, einmal geschäftliche Werte als ethische und ein andermal umgekehrt Menschheitsideale sich als Finanzspekulationen darstellen mögen, so können wir uns im vorliegenden Fall des Ein drucks nicht erwehren, daß die Verhandelnden sich nicht so sehr aus übergroßer „Distanz“ zur Materie gewisse Begriffs- und Wertverschiebungen „leisten“, als daß sie — etwas verlegen und peinlich berührt — hineingetrieben werden.

Das Bild, das sich uns aufdrängt, ist das eines Rennens, bei dem die Fahrer sich ohne genaue Kenntnis der Strecke dem guten Stern ihres Wagemuts anvertrauen. Diese Einstellung nähert sich bei einigen bedenklich einem Babanquespiel mit dem Schicksal.

Ohne nun den graduellen Unterschied zwischen den Leistungen gewiß erfahrener Europäer und den Jugendstreichern tollkühner Sportsleute zu verkennen, müssen wir vor den Konsequenzen der ihnen gemeinsamen seelischen Schönheitsfehler ernstlich warnen. Es sollte doch eigentlich selbstverständlich sein, wenn ein Unglück passiert: nicht die Kurve ist schuld, sondern der Fahrer.

Es wäre nicht verfrüht, wenn die Europäer sich entschließen würden, die Gültigkeitsgrenze des Ethischen einmal von oben zu beschauen, das heißt: nicht nur sich der pathetischen Phrasen zu enthalten, sondern auch das Schwerere zu wagen: die sittliche Indifferenz einer Scheinsachlichkeit als Lethargie der Seele zu entlarven. Vielleicht brauchte der gesunde Instinkt für primitive Lebensinteressen unter solcher Pflege des Seelischen gar nicht zu leiden, und nur die Äußerungsformen könnten würdiger werden.

England am Pult. Für den aufmerksamen Betrachter des politischen Geschehens wird bei der Entwicklung des diplomatischen Spieles um Abessinien in Genf und den Hauptstädten der Großmächte wiederum Eines ganz deutlich sichtbar: England als Dirigent einer neuen Politik steht auf der Höhe seiner diplomatischen Kunst und Macht. Denn wenn es auch eine Zeitlang schien, als ob Herr Eden als Sündenbock für Genfer Fehlschläge in die Wüste geschickt werden sollte, aus der er dann nach kurzer Zeit mit erneutem Glanze

zurückgekehrt wäre, so ist es nun auch dem Uneingeweihten klar geworden, daß England ein hohes Spiel mit allen diplomatischen Künsten unter verständnisvoller Begleitung seiner Presse gespielt hat und voraussichtlich gewinnen wird. Mussolinis Italien ist in eine völlige politische Isolierung hineinmanöviert worden, und auf das englische Wort hören die sämtlichen Mitglieder des Völkerbundes. Die englische Politik, die immer nur nach englischen Gesichtspunkten sich orientiert, machte die Stresafront mit, heimste dadurch das Flottenabkommen mit dem Reich ein und behielt freie Hand für weitere Flottenabkommen. Die Konferenzen in Paris und Rom waren unentschiedene Vorgesechte, zunächst auch die Tagung des Völkerbundsrates. In der Vollversammlung fielen durch die große Rede des Außenministers Hoare die Schleier, und England stand da als der bestimmende Faktor der gesamten europäischen Politik. England scheint zu den letzten Konsequenzen entschlossen zu sein, Mussolini auch. Nur steht er ganz allein. Auch die Nachrichten über die Stimmung des italienischen Volkes lauten verschieden. Allzu leicht wird vergessen, daß die oberste Spitze des italienischen Staates immer noch der König ist.

England ist klug genug, die Realitäten und die Lebensnotwendigkeiten anderer Völker richtig einzuschätzen und hat es wiederum verstanden, das Eingehen hierauf mit den zentralen englischen Interessen in Einklang zu bringen. Man darf nicht übersehen, daß es jetzt das Ziel der englischen Politik ist, Europa aus der Erstarrung in Verträgen und aus der ewigen Kriegsgefahr in eine neue Dynamik geraten zu lassen, von der man eine Regelung der unerträglichen Zustände nicht über kurz, aber über lang erwarten kann — selbst auf die Gefahr eines Krieges hin! Hier liegen zweifellos Möglichkeiten für eine klug abwartende deutsche Außenpolitik.

Die Stellung Frankreichs und die Schwenkung von der Seite Italiens trotz der sehr weitgehenden Zusage Lavals in Rom an Mussolini lassen sich aus dem einen Gesichtswinkel erklären: ein zu starkes Italien im Mittelmeer ist für Frankreich genau so unerwünscht wie für England. Aber das Wichtigste ist für Frankreich, daß durch seine Zustimmung zu Sanktionen durch den Völkerbund, die im Grunde Italien wohl nicht sehr weh tun würden bei einem auf Abessinien beschränkten Feldzug, Englands Zustimmung zu Sanktionen auch in allen Fällen gesichert worden ist, die in Zukunft dem Völkerbund vorgetragen werden.

Der nüchterne Wirklichkeitsinn der englischen Staatslenker hat die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen europäischen Zustandes, vor allem mit Rücksicht auf die im Fernen Osten herausziehenden Gefahren, längst erkannt. Die Überführung der europäischen Lethargie in eine europäische Dynamik erfolgt anscheinend unter einer ganz großen Parole. Der Völkerbund bleibt für England eine Notwendigkeit. Um ihn — sicherlich später — in einer ganz veränderten Form und als Instrument eines neuen Ordnungsprinzips für Europa durchzusehen und dadurch in Europa endlich die notwendige Einheit zu erhalten, dafür wird England jedes Opfer bringen, auch

das eines Krieges gegen Widerstrebende, um auch durch dies letzte Mittel zur europäischen Ruhe und Sicherheit zu gelangen. Es kann nicht übersehen werden, daß im letzten Grunde englisch-germanische Instinkte einer von einem Königtum maß- und zuchtvoll gelenkten Demokratie sich gegen ein absolutistisch-faschistisches Regime wenden, und daß für England selbstverständlich eine künftige europäische Ordnung auch ausgesprochen die Züge einer englischen Verfassung tragen würde. In diesem Zusammenhang ist die Annäherung an Griechenland bedeutsam, in dem die Wiederherstellung der Monarchie sicher ist. Wir Deutschen aber dürfen nicht übersehen, daß durch die Wiederaufrichtung der Monarchie in Griechenland vielleicht neuer Wind in die Segel des Erzhauses Habsburg kommen könnte, wenn auch den Hoffnungen österreichischer Legitimisten durch den neu organisierten Widerstand der Kleinen Entente recht enge Schranken gesetzt sein dürften.

Sowjetrußland hat seine Bemühungen, im Trüben zu fischen und die Angst aller Völker vor kommenden kriegerischen Konflikten auszunutzen, die kaum ein Volk verschonen würden, um an dem Platze und zu dem Zeitpunkt, der ihm günstig erscheint, seinerseits den Krieg zu entfesseln, empfindlich selber gestört. Die Reden auf dem Kominternkongreß in Moskau mit ihren sichtbaren Folgen als Unruhen und Unfrieden in der Arbeiterschaft der meisten Länder und das sehr ungeschickte diplomatische oder besser undiplomatische Vorgehen Litwinows in Genf haben auch Staatslenkern, die über ihnen näherliegenden und ihnen unsympathischeren politischen Tatsachen gern die Weltgefahr, die aus Moskau droht, übersehen wollten, die Augen in sehr erwünschter Weise geöffnet. Selbst ein so gemäßigtes Klima, wie es in den Hallen des Völkerbundes in Genf herrscht, vermochte nicht zu verhindern, daß Herr Litwinow der erste Staatsmann war, dessen Rede in Genf ohne jeden Beifall und Zustimmung angehört wurde.

„Zum Kampf der Wagen . . .“ Am Sonntag, dem 8. Sept., befand sich der Berichterstatter auf der Elbfähre zwischen Wörlitz und Coswig, noch erfüllt von dem Genuß des Wörlitzer Parkes mit seinen neckischen Grotten, zierlichen Tempeln, Blumen und Vasen an Teichen, Büschen und Blumenbeeten. Der Chauffeur eines großen Wagens schaltete das Radio ein. Plötzlich erhob sich das gewaltige Motorengedröhne aus dem Rennen um den Großen Preis von Italien in Monza. Man hörte den Jubel, als Hans Stuck siegte und ihm Nuvolari als zweiter folgte. Der Deutsche auf dem dicken Amerikaner erläuterte zigarrenpaffend stolz den deutschen Sieg. Wieder einmal erschau man über das Radio. Handelt es sich bei ihm um eine ruchlose oder erhabene Angelegenheit?

Die Montagsblätter gaben uns den Kommentar zu der Funknachricht auf der Elbfähre (wird die Presse nicht immer mehr zu einem Kommentar des vorgelagerten Funkbewußtseins erhöht oder erniedrigt?). Das Rennen war ein Rennen mit „Schikanen“ gewesen. Man hatte auf der Strecke mit Sandsäcken, Strohbarrieren, Drahtstreifen Hindernisse geschaffen. Auf

solcher Unterlage triumphierte Hans Stuck auf Auto-Union, dem deutschen Wagen mit internationalem Namen, im Durchschnitt von 137,07 Kilometer stündlich. Die vier deutschen Wagen mit ihrem spanischen Mercedes-Namen, die von zwei Deutschen mit deutschen Namen, einem Deutschen mit italienischem Namen und einem Italiener gefahren wurden, hatten Pech. Sie fielen aus.

Dafür siegten am 23. September drei Mercedes-Benz-Wagen auf der Rennstrecke von San Sebastian im Großen Preis von Spanien. Schon früher einmal hatten drei Mercedes-Wagen die drei ersten Plätze und den fünften dazu belegt. Das war 1914, wenige Wochen vor Ausbruch des Weltkrieges im Grand Prix von Frankreich gewesen, und die ganze Welt hatte aufgehört, nicht sehr angenehm von dieser verblüffenden deutschen Überlegenheit berührt. Man sieht, die Welt ist trotz Weltkrieg und Revolutionen weitergegangen. Mercedes ist noch da und fährt doppelt so hohen Durchschnitt wie früher.

Nächst den großen Boxkämpfen sind es die Schlachten der Motoren, welche die Nationen in kriegsgleiche Erregung versetzen. Aber diese Menschenmassen der Erde sind zu groß für ein Kolosseum. Die ganze Erde ist ein einziges Kolosseum. Die Funktürme sind darin für die Begeisterung am Gladiatorenrennen der Rennfahrer wichtiger als die Tribünen in Monza oder an der Avus.

Merkwürdigerweise gibt es nur fünf gladiatorenhafte Motornationen. Die Deutschen und die Italiener liegen heute an der Spitze. Die Franzosen, die ersten Sieger aus der Anfangszeit der Motore, lassen nicht locker und werden sicher durch neue Siege eines Tages wieder überraschen. Die motorisiertesten Gladiatoren, die Amerikaner, erregen sich auf ihrem Kontinent mit rauen Maschinenrekorden eigenen Stiles und treten in Europa zurück wie in Amerika die Europäer. Die Engländer siegen selten auf der Avus oder in Monza oder in Nizza. Dafür hat der fünfzigjährige Sir Malcolm Campbell in der Salzüste am Großen Salzsee auf seinem „Blue Bird“ die Rekord-Stundengeschwindigkeit von dreihundert Meilen, das heißt, von nicht viel weniger als fünfhundert Kilometern erreicht.



In einem halben Jahre (vom Januar bis August 1935) sind in Berlin 15054 Verkehrsunfälle gezählt. 228 Tote und 6408 Verletzte sind die Opfer. Unter den Toten sind 29 Kinder, unter den Verletzten 599. Diese Zahl übersteigt die Unglücksquote des gleichen Zeitraumes im Vorjahre, die 14707 Unfälle betrug.

Explosive Zeit. Die „Kasanz“ unserer Zeit scheint sich auch in auffälliger und etwas komischer Symbolik den Dingen mitzuteilen. So explodierte ein Hühnerei, wie aus Bingen berichtet wird, das ein Arbeiter beim Roggenmähen fand. Es spie Flammen, die sowohl die Garben in Brand setzten, wie auch dem Arbeiter empfindliche Brandwunden zufügten. Dieses explosive Ei war im Frühjahr mit Gift gefüllt zur Vernichtung von Krähen ausgelegt, der giftige Inhalt hatte beim Lagern sich verändert und war explosiv geworden. In

Nordamerika explodierte sogar eine doch gewiß sonst durchaus gutartige Melone, die bei plötzlicher Abkühlung nach tagelanger Wärme von 45 Grad Celsius mit lautem Krach in die Luft ging. Und endlich ist sogar ein Bulle explodiert! In Neu-Südwaless wurden drei Goldgräber von einem wilden Stier angegriffen, der mit tief gesenktem Kopf im Galopp sie annahm. Die Angegriffenen versuchten zu fliehen, sahen aber ihren gewissen Tod vor Augen. Plötzlich ertönte eine furchtbare Detonation, und an der Stelle, wo eben noch der rasende Bulle ihnen nachstürmte, war ein Krater entstanden, aus dem nur noch eine Rauchwolke sich erhob. Von dem Stier war nichts mehr übrig. Er hatte eine Kiste Dynamit auf die Hörner genommen und so sich selber in die Luft gesprengt. Wenn schon die Tiere die Rasanz unserer Zeit so stark spüren, was darf man dann von den Menschen erwarten?

Weimar. Entgegen einer fast geheiligten Tradition hielt die Goethe-Gesellschaft in diesem Jahre ihre Sitzung nicht am Sonnabend nach Pfingsten ab, sondern zu Goethes Geburtstag. Der Grund lag darin, daß man zu gleicher Zeit die Eröffnung des neuen Goethe-Museums feiern wollte, das erst — nach langem Warten — zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt werden konnte.

Sonst war das Bild, abgesehen von der etwas müden Färbung des Laubes, das gleiche. Und doch nicht dasselbe. Wir erfuhren, welche Bedeutung Goethe für Deutschland und die Welt hat, lebendiger als sonst. Denn nicht weniger als zwölf Vertreter des Auslands sprachen der Jubilarin ihre Glückwünsche aus (Österreich, England, Amerika, Kanada, Schweiz, Ungarn usw.), der französische Botschafter war persönlich erschienen, wie schon vor drei Jahren; von den sonstigen Nationen sei der erste rumänische Biograph Goethes genannt; das erste verlesene Glückwunschtelegramm kam aus Peking und war in deutschen Versen gehalten. Und diese Abgesandten waren keineswegs nur höfliche Herren, die gleichsam aus gesellschaftlichem Zwang erschienen waren, sondern sie traten in mehr oder minder größerer Anzahl auf, und ihre Reden, die fast durchweg ausgezeichnet waren, gingen vom und zum Herzen. Auch deutsche Dichter, die jetzt immer öfter sich in Weimar zeigen, fehlten nicht: Hans Grimm, Ernst Bertram, Jakob Schaffner, Robert Faesi, Walter von Molo und andere. Dazwischen natürlich die deutsche Gelehrtenwelt, Maync, der Entdecker des Ur-Meisters, Eduard Spranger, Wilhelm Böhm, um nur ganz wenige zu nennen. Leider fehlte der große Mag Planck, der aber doch eine Depesche sandte. Die Witwen Goethes und Kösters waren gekommen, wie die achtzigjährige Schwester Erich Schmidts, Johanna, die wohl in verschwiegener Stunde von ihren Begegnungen mit Carl von Holtei heiter zu plaudern weiß.

Gewiß zeigen auch andere Versammlungen markante Gesichter. Aber das Wesentliche dieser Goethe-Tagungen ist etwas ganz anderes. Über allen weht ein Geist der Gemeinschaft, der selten nur gefunden wird. Nirgends herrscht gesellschaftliche Steifheit, Unbekannte schließen schnell

Freundschaft, die lustigsten Zufälle verbinden Menschen, hier treiben die hochgelehrten Professoren bubenhafte Späße, dort sitzen zwei wildfremde Leute beieinander, ein Arzt und ein Kaufmann, und versuchen tiefgründig die Pandora zu ergänzen, und über die mondellen Blumwiesen rieselt Mädchen-gelächter. Ein fröhlicher Zufall wollte, daß zugleich das dreißährige Jubiläum der thüringischen Regierung fiel; ein Festzug der Handwerker und Trachten aus dem „Herzen Deutschlands“ durchzog die Straßen, auf dem Markt walteten Polizisten und Nachtwächter ihres schnurrigen Amtes zwischen pruselnden Bratwürsten, zwischen Blumengewinden, Kränzen und Fahnen und wieder Fahnen — ein unvergleichliches Bild voll Fröhlichkeit, das alle und vor allem die Ausländer hinciß.

Das offizielle Programm der Veranstaltungen war fast überreich. Nach der üblichen Mitgliederversammlung, die ohne Debatte verlief, erlebten wir ein ausgezeichnetes Konzert unter Peter Raabe, dem sich ein einfaches Essen anschloß. Am Vormittag des nächsten Tages war die Festversammlung. Julius Petersens meisterliche Rede über 50 Jahre Goethe-Verehrung, für die ein in gelehrten Versammlungen kaum gehörter stürmischer Beifall dankte, wurde von Bach-Konzertsäßen umrahmt. Der Reden ausländischer Vertreter wurde bereits gedacht. Ein Nachmittag der Besinnlichkeit folgte. Der Tag endete mit dem Tasso, hier ragte besonders der Antonio-Mag Brocks hervor, dessen weltmännische und doch männliche Liebenswürdigkeit dem Schauspiel mancherlei von seiner Schwere und Problematik nahm.

Am dritten Tage fand die feierliche Übergabe des neuen Museums statt — worüber im Novemberheft berichtet werden soll — wiederum ein Volksfest, an dem halb Weimar teilnahm. Der Nachmittag führte die Mitglieder nach der Dornburg, wo die Thomaner Chöre zu Goethischen Texten sangen von Mendelssohn, Hauptmann, Reichardt. Leider war Karl Straube gesundheitlich verhindert, selbst zu dirigieren. Die Thomaner sind seit Johann Sebastians Tagen weltberühmt. Was aber der jetzige Kantor zu St. Thomä aus diesem Chor geschaffen hat, spottet allen Lobes. Das ist kein Chor mehr, das ist ein vielstimmiges Quartett.

Erst als der letzte Ton verhallt war, begann es leider zu regnen. Die Wolken standen über der Pracht des Saaletales, und es war ein eigenartiger Eindruck, als wir, das Wille wo wo Wito hu des Zigeunerliedchens noch im Ohr, das Zimmer betraten, in dem der fast Achtzigjährige den Schmerz um den toten fürstlichen Freund in sich auskämpfte. Raum noch waren die Konturen der Möbel zu erkennen, der Regen schlug ans Glas, und um die Ecken sauste Wind. Aber einer der fremden Gäste meinte dankbar: selbst das schlechte Wetter meine es gut mit den Goethefreunden, denn das sei die rechte Stimmung für dieses vom Tod umraunte Haus.

Goethe-Lieder und „Die Geschwister“ im Jenaer Stadttheater endeten das reiche Fest. Doch hörte man von vielen Seiten, daß schon der wieder helle Morgen des vierten Tages über Weimar heraufkam, als die letzten Unentwegten in die wenig belästigten Betten schlüpften.

Vergleiche kann man nicht ziehen. Sooft wir nun diese Tagungen besuchten — und es ist wahrlich oft gewesen — eine jede ist von der andern verschieden, eine jede hatte ihre besonderen Reize. Gleich sind sie sich nur in ihrer unbeschwertten Festlichkeit. Und festlich und froh sind sie, weil hier sich Menschen aller deutschen Gauen und vieler Zungen willig und dankbar einen in der Verehrung eines der größten und lebendigsten Geister, die dieser Planet je und je hervorgebracht hat.

Und so fort an!

Geld und geistiges Gut. Das neue Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ macht ein paar Mitteilungen, die nebeneinander einen sehr seltsamen Eindruck von der ungleichen Verteilung sowohl des Geldes wie der geistigen Energien und Interessen über die verschiedenen europäischen Länder geben. Die eine Notiz berichtet aus Polen, daß die „Gazeta Polska“ eine Unterhaltung des bekannten Schriftstellers Julius Kadon-Bandrowski mit einem der großen Warschauer Verleger veröffentlicht hat, aus der hervorgeht, daß es die Bücher, bei denen man schon von einem phantastischen Erfolg spricht, in Polen durchschnittlich auf 5000–6000 Stück bringen; im allgemeinen werden selten mehr als 1500 Stück gedruckt; meist genügen 500–700, um den Markt zu befriedigen. Der kluge Schriftsteller sieht die Ursache nicht allein in der Wirtschaftskrise; Polen hätte rund 10 000 öffentliche Büchereien, die mehr Romane unterbringen könnten. Es scheint vielmehr so, daß die 500–700 Menschen, die ein neues Buch kaufen, den wirklichen Kreis der Interessenten darstellen, der die jeweils neuen Bücher und nicht nur dann und wann eines kauft. Selbst wenn man in Rechnung setzt, daß die vielen Minderheiten in Polen nur zum geringen Teil für die Bücher polnischer Autoren als Käufer in Frage kommen, so sind die Zahlen für ein Volk von etwa 20 Millionen doch beschämend gering, wenn man an die Auflagen etwa Hamsums nur in seinem viel kleineren norwegischen Vaterland denkt. Auf der andern Seite stellt die kleine Schicht, die nun offenbar wirklich jedes wesentliche Buch erwirbt, eine Kulturmacht dar, die selbst bei der heutigen Armut Polens — und diese Armut ist sehr groß — nicht unterschätzt werden darf. — Dicht daneben teilt das gleiche Blatt mit, daß das Buch des Obersten Lawrence „Die sieben Pfeiler der Weisheit“, das 1926 in einer unerschwinglichen Luxusausgabe erschien, jetzt in einer „billigen“ Ausgabe zum Preis von nur 30 Schilling neu aufgelegt ist. Die ersten 50 000 Stück waren bereits im voraus vergriffen; man rechnet damit, daß bis zum Ende des Jahres die Auflage sich mindestens verdoppelt. Daneben haben die Buchgutscheine, die man vor einiger Zeit in England einführte, Gutscheine über beliebige Summen, die man in jeder Buchhandlung zur Bezahlung von Büchern verwerten kann und die den Schenkenden der Sorge entheben sollen, ob er auch die richtige Wahl getroffen hat, einen ungeheuren Aufschwung genommen. 1932 wurden 32 000 Gutscheine verkauft, 1933 waren es 68 000, und für 1934 wird die Zahl auf das Vierfache des letzten

Jahres geschäft. Den Engländern scheint es da nach nicht nur erheblich besser zu gehen als den Polen, sie haben auch offenbar ihr altes Interesse für Bücher und Lesen noch nicht verloren. Die Unterschiede des äußeren wie des inneren Lebens im europäischen Bereich enthüllen sich an solchen Zahlen sehr anschaulich, und die Spannungen, die hier sichtbar werden, geben Anlaß zu mehr als einer nachdenklichen Betrachtung unseres allgemeinen Daseins.

Serienloses Theater? Seit dem Beginn der neuen Spielzeit in Berlin müssen die armen Theaterkritiker, die noch im vorigen Jahr immer darüber klagten, daß sie so wenig zu tun hätten, beinahe jeden Abend ins Theater laufen. Die Zeitungen bringen in jedem Abendblatt mindestens eine Theaterkritik, und wenn ein Theater am Montag eine Premiere bringt, kommt es am Freitag bereits mit der zweiten und am nächsten Dienstag mit der dritten: es ist, als ob ein Wettlauf zwischen den einzelnen Bühnen begonnen hat. Der innere Umbau des Theaterbetriebes ist in vollem Gange; das Serienstück liegt im Sterben, hält sich nur noch an einzelnen Bühnen wie dem Lessingtheater, wo das unsterbliche Schwein Iolanthe immer noch schon seit Jahren die Zuschauer lockt. Wir erleben den Neubau der wechselnden Spielpläne, zu dem zu Beginn des Jahres naturgemäß möglichst rasch Stein um Stein, Erstaufführung um Erstaufführung herbeigetragen werden muß. Das Staatstheater bringt Shakespeare und Gogol und kündigt Gerhart Hauptmann an; das Deutsche Theater stellt zunächst lauter Lebende heraus, Agnes und Eberhard Wolfgang Möller; der amüsante Hjalmar Bergman wirkt auch beinahe noch wie ein Lebender. Agnes Straub droht in der Komödie für den Oktober mit einer Premierenwoche, die selbst einen starken Mann erschrecken kann, und so ist es bei den meisten Berliner Bühnen. Es wird sehr interessant sein zu beobachten, wie das Berliner Publikum auf diese Umstellung reagieren wird. So bequem wie früher, daß es sich in der Woche jeden beliebigen Abend zum Besuch eines beliebigen Theaterstücks vornehmen kann, weil die Komödie doch an jedem Abend unentwegt in Szene ging, ist es ihm nicht mehr gemacht: es muß im voraus disponieren und sich einrichten, genau wie das früher der Fall war. Und ebenso interessant wird es sein zu sehen, wie den Schauspielern die ständige Abwechslung bekommt, an die sie schon gar nicht mehr gewöhnt waren. Sie haben schon äußerlich einen großen Vorteil: das Publikum und die Kritik werden sie nicht mehr so völlig aus den Augen verlieren, wie das früher bei langen Serien leicht der Fall war. Da sah man Herrn Müller oder Frau Meier einmal Mitte September, und dann sah und hörte man mondelang nichts mehr von ihnen, fragte sich: wo stecken die eigentlich? — und besann sich dann mühsam darauf, daß sie immer noch Abend für Abend dieselbe schöne Rolle in demselben Theater spielten, das man seitdem natürlich nicht mehr betreten hatte. Die innere Beweglichkeit wird durch die Rückkehr zum wechselnden Spielplan sicher bei den Künstlern wie beim Publikum wieder Fortschritte machen,

und der Kontakt zwischen den Zuschauern und den einzelnen Darstellern ebenfalls. Ganz abgesehen davon, daß der Anreiz, ins Theater zu gehen, viel größer sein wird, wenn man im Spielplan einer Woche die Wahl hat zwischen lauter Verlockungen verschiedenster Art, wo früher die karge Notiz stand: Täglich 20 Uhr 15 — und dann folgte der Name des Serienstückes, das man vor Monden gesehen hatte, und Direktor, Schauspieler und sonstige Theaterangehörige schlofen den gesunden Schlaf der Gewohnheit, bis das Jahr herum war.

Dr. phil. — ohne Philosophie. Wenn es einen Himmel oder richtiger wohl nur einen Limbus für die abgeschiedenen großen Philosophen gibt, so wird in jenem Raume und unter seiner Versammlung eine neue Verordnung des deutschen Reichsministers für Kunst und Wissenschaft sicherlich mit dem bei Philosophen üblichen, gedämpften Beifall aufgenommen worden sein: um den Gelehrtenrang eines Dr. phil. zu erwerben, braucht in Deutschland fortan niemand mehr sich nach Zahl und Art der Kategorien des Aristoteles ausfragen zu lassen, er braucht nicht den Unterschied von *νοούμενον* und *φαινόμενον* explizieren zu können oder gar zu wissen, inwiefern der Widerstreit der in Königsberg seinerzeit aufgestellten Antinomien nur dialektischer Schein sei. Kurz, für den Doktor der hohen philosophischen Fakultäten unserer hentigen deutschen Universitäten ist auch ein Schimmer oder ein Schein von Philosophie nicht mehr *conditio sine qua non*. Es reicht aus, wenn man sich je nach Neigung und Beruf als ein tüchtiger Chemiker oder Biologe, Mathematiker oder Germanist erwiesen und überdies mit Herz und Hand dem Dienste an Staat und Volk im Sinne des Dritten Reiches ergeben ist. Ein mutiger, ein tüchtiger Entschluß des Herrn Ministers. Runter mit den Zöpfen! Die Krankheit der Deutschen ist seit je das Philosophieren. Im alten Athen philosophierte nur einer auf den Gassen und fiel doch schon dem Räte und der gesamten Bürgerschaft auf die Nerven. Unter Deutschen sucht man bisweilen mit und ohne Laterne umgekehrt den einen, welcher nicht von den unangenehmsten ersten Stadien dieser Krankheit angesteckt ist. Und doch sind wir fortgeschritten, wir brauchen glücklicherweise heute keine Todesurteile mehr wie die weitmaschige demokratische Gesetzgebung des alten Athen, um einer solchen Seuche zu steuern. Ein kleiner Erlass macht's auch. Hilfsloser Areopag, warum hast du nicht einfach dem Gatten der Xanthippe das öffentliche Spintisieren verboten! Doch Scherz beiseite in dieser ersten Angelegenheit, die neue Anordnung wird wahrlich Aufatmen auf beiden Seiten erzeugen, bei den Prüflingen nicht minder als bei den Examinatoren. Man denke sich nur einmal tief in die Seele mancher armen Jünglinge hinein, die da genauestens über die Unterabteilungen der Papilionazeen Bescheid wußten, die Lorenztransformation abzuleiten verstanden oder die Initiationsbräuche auf dem Bismarckarchipel hätten rekonstruieren können, wenn andererseits ihr Wohl und Wehe, ihre ganze gelehrte und berufliche Zukunft doch noch von Kenntnissen in einem

Fach abhing, dem eigentlich alle normalen Eigenschaften von Fächern fehlen. Mit Lernen und Sitzfleisch allein wurde man nach der übereinstimmenden Aussage aller Meister dieses Faches kein Philosoph; man mußte noch einen ominösen „Sinn“ dafür haben. Der Sinn aber machte es auch wieder nicht in jedem Falle, denn andere schafften es offensichtlich nur auf Grund ihres angeborenen Konversationstalentes. Wenn irgendwo, so blieb der Ausgang eines Examens hier unberechenbar, und die examinierenden Philosophen umgekehrt, je mehr sie wirkliche Meister auf ihrem Felde wurden, um so unmöglicher dachte es sie, nach Kenntnissen zu fragen, wo sie selber nur Fragen sahen, Prädikate auszuteilen, wo in jedem Falle nur das eine Dilemmatische möglich gewesen wäre: „Völlig ungenügend, aber bestanden“.

Die Philosophieprüfung also hört nun wenigstens insoweit auf, als die gänzlich Unwilligen und vom Zauber der Sache Unbelasteten nicht mehr zu ihr herangezerrt werden. Eine erfreuliche Vereinigung, die doch gewiß keine weniger angenehmen Nebenkonsequenzen haben kann? Oder vielleicht doch? Verteuflerte Fragererei, die hinter allen Dingen immer gleich nach den Schatten sucht! Nun, der Einwände sind jedenfalls diesmal nicht viele und nicht schwerwiegende; es könnte allenfalls der Andrang zu philosophischen Vorlesungen, der Verkauf philosophischer Bücher ein wenig zurückgehen mit der gleichen Folge wie etwa bei rückgängigem Theaterbesuch. Und so wie die hohe Kunst „lebt“ allerdings auch die Philosophie mit von einer großen Zahl derer, die „nichts von ihr verstehen“, aber eben doch durch irgendwelche Beweggründe zu ihr angehalten werden. Sie lebt davon und wird vielleicht in Zukunft ein ganz klein wenig schlechter leben, aber sterben wird sie gewiß nicht daran.

Welche Scheinrolle die Prüfung in Philosophie beim Doktorexamen auch schon früher gespielt hat, dafür bietet die Doktorprüfung eines der größten deutschen Gelehrten, des Sprachforschers Wilhelm Schulze, ein sehr kennzeichnendes und sehr lustiges Beispiel. Wilhelm Schulze war schon als cand. phil. ein grundgelehrtes Haus und in seinem Fachwissen manchem seiner Professoren überlegen. Aber er litt an unüberwindlicher Examensscheu. Um diesem hervorragenden Kopf den Weg in seine glanzvolle Gelehrtenlaufbahn gegen seine eigne Natur zu ermöglichen, versielen seine Professorenfreunde Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf und Gustav Roethe auf den Ausweg, Wilhelm Schulze zum Tee einzuladen, auf dem man sich nur über wissenschaftliche Fragen unterhielt und zu dem auch der Ordinarius der Philosophie unvermutet für Schulze erschien. Nach dieser Teeunterhaltung teilte man dem erstaunten Kandidaten mit, daß dies seine Doktorprüfung gewesen sei, die er summa cum laude bestanden habe. Der Philosoph freilich faßte sein Urteil in die klassische Formel zusammen: „der Kandidat habe sich nicht ganz ohne Erfolg um das Verständnis der vorsokratischen Philosophie bemüht!“

Kaffernland

EINE DEUTSCHE SAGE

ROMAN VON HANS GRIMM

I.

Es ist ein Geruch in der Luft wie von offenen Feuern. Es hört sich an, als läge Vieh in umfriedeten Stellen behaglich brummend und wiederkauend. Es tönen Stimmen über das Thal von Hügelrand zu Hügelrand. Menschliche Wesen rufen einander zu, es ist kein Schreien, es ist wie ein Singen in fremden Lauten. Und das Holz bewegt sich, und Hunde geben Hals, und Ababale, der äsende Buschbock, erschrickt auf der Blöße und bellt hart ein-, zwei-, dreimal und wird flüchtig. Aber die schwarzen Jäger mit dem Affagai in der Hand sind auf dem Wege zu ihren Wohnungen, denn es will Abend werden, und Tebessa die Nachtschwalbe läßt fortwährend die erste Strophe ihres Liedes ertönen.

Und da sind die Hütten, kreisrund und aus starken Ruten geflochten und mit Lehm verschmiert und mit dem verständig gearbeiteten Grasdach, und da ruht das Vieh in den mit Dornenästen geschützten Kralen, und da kauern die farbigen Menschen, die Männer, die Frauen und Kinder um die Feuer und essen.

Tebessa, die Nachtschwalbe, beginnt die zweite Strophe. Der Mond kommt herauf. Kuppe nach Kuppe überwandert sein Licht und den waldbewachsenen Gebirgszug und die weiten Grasländer mit den blühenden Mimosen, mit den Termitenbauten und den unruhigen Kiebigen. Glitzernd ziehen schmale Wasserläufe durch dunkle Klüfte und tief eingeschnittene Senkungen zur See, bis ihnen unfern der Küste das flutende Meerwasser entgegenströmt und zwischen steilen weißen Felsen sie weitet zu Flüssen.

Es scheint reich dies Land in seiner strahlenden Helle und im Dufte seiner wilden Blüten. Wo aber sind Zeichen der Arbeit? Läßt das Licht eine Straße erkennen? Enthüllt es gerade Pflugfurchen oder ausgebreitete Felder mit wogendem Mais und Korn, oder wohlabgetheilte Koppeln, oder sorgsame Gärten mit Blumen und Nutzpflanzen und Bienen? Wo ist die Arbeit, die wehet und wartet und pflegt? Wo nimmt hier ein Mensch und gibt zugleich, daß sein Nehmen kein Rauben sei? – Nirgends sind Zeichen solcher Arbeit, nirgends, so hoch der Mond steigt und so schnell sein Licht herumwandert.

Und weit ist das Land: fast verschwinden die Hütten und Hüttendörfer mit ihren Feuern und runden Maisflecken vor der Breite der Wildnis zwischen ihnen. Mögen sie jagen, die schwarzen Jäger, Mbabale, den Buschbock, und das andere Getier des dichten Busches, den geschmeidigen mörderischen Leoparden, das königliche Wild der Häuptlinge, nicht zu vergessen, mögen sie schlagen jede Schlange auf ihren Pfaden, groß genug blieb die wilde Ungestörtheit.

Und sind sie nicht selbst der Ungestörtheit froh, jene schwarzen Leute in ihren zerstreuten Wohnungen? — Klatuschen sie jetzt nicht in die Hände an den Feuern in gemessenem Takte und murmeln sie nicht eine Tanzweise und reden sie nicht eifrig von den Neuigkeiten des Tages und scherzen sie nicht?

Ist dies nicht ein Bild ihrer Freude und des Friedens?

Aber wer von ferne siehet mit Menschenaugen, überschaut leichtlich die Not. Im Verborgenen fällt die Schlange ihr Opfer an; im Verborgenen mordet ein Tier das andere; die Toten sind stille, und die Totwunden, denen Kraft blieb zur Flucht, suchen den Schatten.

Wie heißt jener weiße Felsen mit dem steilen Hang dort über dem Flusse und unfern dem Meere? Fels der Zauberer nennen ihn die schwarzen Hüttenbewohner. Warum scheuen sie ihn bei Nacht? Warum meiden die streifenden, den Klippdachs haschenden Knaben seinen Fuß? Ach, alle die tiefe schwarze Erde da unten zwischen den Steinblöcken ist Erde aus menschlichen Leibern, und alle die kleinen blinkenden Punkte und Streifen sind Splitter von Menschenknochen. Nur die Dornengewächse wagen sich da heran, und wo sie das warme Blut nicht verbrennt, die wilden geilen Geranien, und — zu seiner Zeit natürlich der Schakal.

Wer muß über den Felsen in den bitteren Tod? Wen die Priester erkennen als Zauberer, als irgendeiner schlimmen Tat schuldig. Heute trifft es den einen, morgen den anderen, den freundlosen Schwachen, den um seine Habe Beneideten, den vom Häuptling Beargwöhnten trifft es zu-meist: erst die Marter, die grauenvolle Marter, dann der Sturz.

Und es ist nicht nur ein solcher Fels. Lebesa, die Nachtschwalbe, wiederholt fern und nah ihre zweite Strophe. Dieser dringt der Klang ihres Rufens und Antwortens als das wandernde Licht des Mondes. Viele geheime Gerichtstätten erreicht ihr Lied, es schlüpft zu matten Opfern, zu flügelnden Priestern und zu planenden und feindlichen Häuptlingen.

Nein, es ist keine wirkliche Arbeit in diesem Lande; es ist kein Recht für die Schwachen in diesem Lande; und es ist niemals Frieden in diesem Lande. Was gesund ist und stark ist und Freunde hat, lebt und lacht in den Tag und den Raum hinein, bis der Stärkere kommt und es vertreibt oder es vernichtet.

Wenn ich also ein Sänger wäre, könnte ich sagen:

„Sehet, sehet hin auf diese Welt im Schlafe, sie wartet sehnsüchtig auf den weißen Arbeitsmann, daß er endlich komme und sie befreie und

beherrsche. Sie träumt von einem köstlichen Ton, von dem Feierabendlächeln nach der friedlichen Arbeit.“

Und wenn ich ein Seelsorger wäre, könnte ich rufen:

„Sehet, sehet hin auf dies Volk in der Nacht. Erfüllt hat sich seine Zeit. In vielen armen Seelen schreiet es nach einem neuen Ziele!“

Aber ich bin kein Sänger und bin kein Seher, und ich scheue die großen Worte. Die Wahrheit trägt ein nüchternes Gewand. Was das Land angeht, so ist hier gewiß ein beträchtlicher Platz für viele besitzlose und entwurzelte Menschen, obgleich Mbabales Gründe sich dann verengen werden und die Geburtsstätten des königlichen Leoparden verschwinden müssen. Was das Volk angeht, so muß ich an jenes Wort denken, das Zigu, Krelis alter Ratsmann, zu dem englischen Missionare sprach unter dem lauten Beifall der Stammesversammlung:

„Du erkennst, daß wir sehr vergnügt hier sind unter uns. Wir haben Vieh in Haufen, wir haben ein schönes Gebiet. Was willst du anfangen, uns glücklicher zu machen, als wir sind?“

Demnach scheint die Begierde nach neuen Zielen nicht grade sehr verbreitet zu sein. Aber freilich, man darf nicht die Herrschenden fragen und hören, wenn man wissen will, wie es einem Volke zumute ist, in der ganzen Welt darf man das nicht.

Die Menschen dieser Geschichte, die deutschen, die englischen und holländischen, die farbigen und halbfarbigen, die wichtigen und unwichtigen gehen und wachsen auf weiten Wegen und aus großen Fernen einander entgegen.

Zu den weniger Wichtigen, was ihre eigene Person angeht, zu den Wichtigen dadurch, was sie ähnlich den ungezähmten Gewalten der Natur verursachten, gehören aber vor allem Sandili, der Oberhäuptling der Kaffern zwischen Kei und Keiskama, und König Kreil jenseits der Grenze.

Sandili war der Erste am Platze, Kreil der Erste im Volke. Ihre, ihrer Ratsmänner und ihrer Priester Leidenschaften setzten auf den getrennten Pfaden und aus den großen Fernen alle die Ahnungslosen nach der Richtung in Bewegung, wo ihre gemeinsame Zukunft liegen sollte.

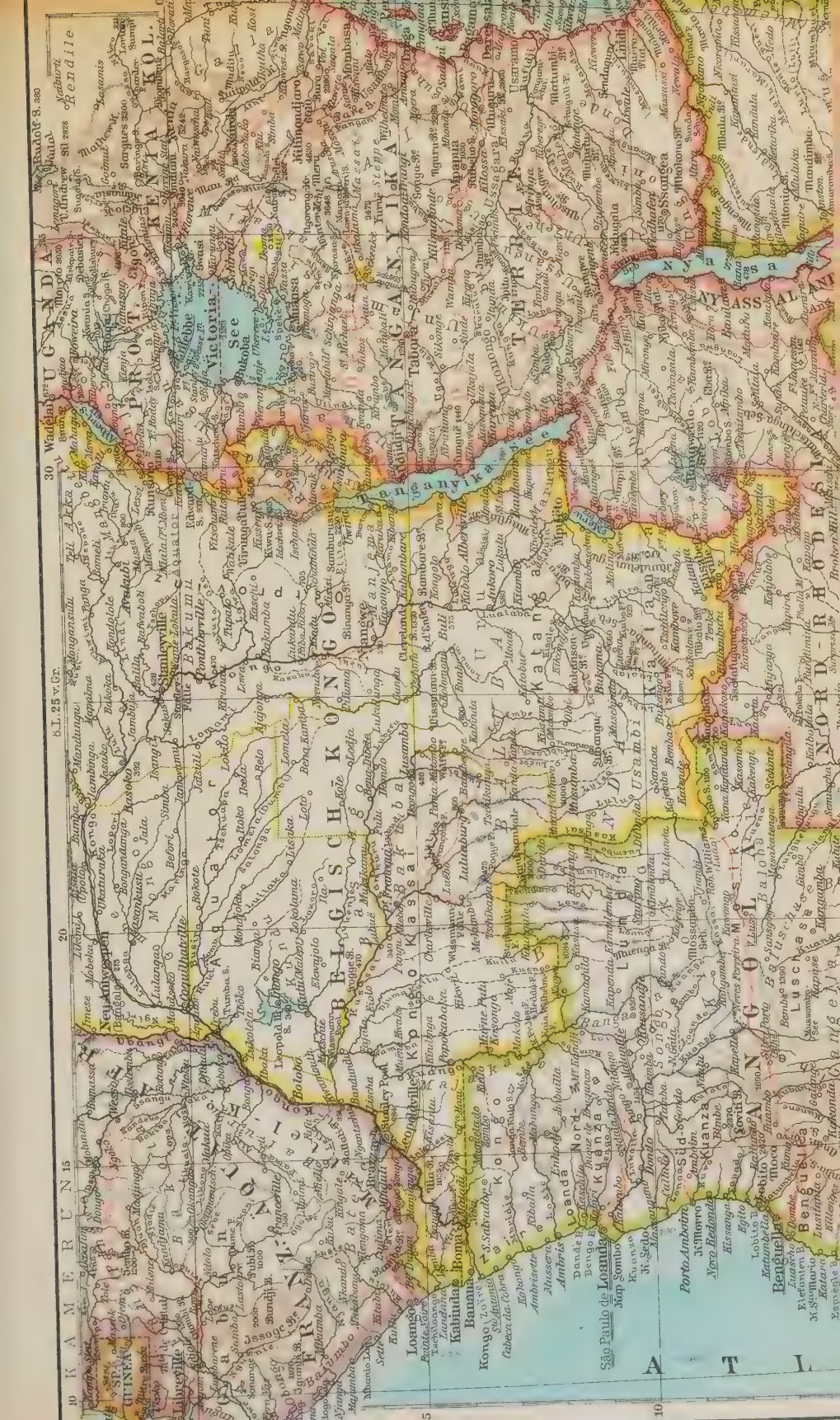
Sandili hatte ein verdorrtes Bein. Als weißer Mann hätte er ein auffälliges Kleidungsstück getragen, eine grelle Weste, ein Singlas, einen lächerlichen Hut, einen viel zu langen Rock, eine Reihe glänzender Ringe oder alles zusammen. An das verdorrte Bein dachte Sandili fortwährend. Er mußte in der Schlacht hinter den vorwärtsstürmenden Impis bleiben. Wo es galt zu laufen, brauchte er einen starken Mann rechts und einen starken Mann links. Auf der Jagd konnte er nur das tot machen, was vor ihn getrieben wurde. Jagen konnte er nicht. Sandili war auch nicht klug. Vielleicht stieß der eine Gedanke, daß niemand den Makel merken dürfe und er besonders beachtet und gefeiert sein wollte, alle anderen Gedanken allmählich aus seinem Kopfe.

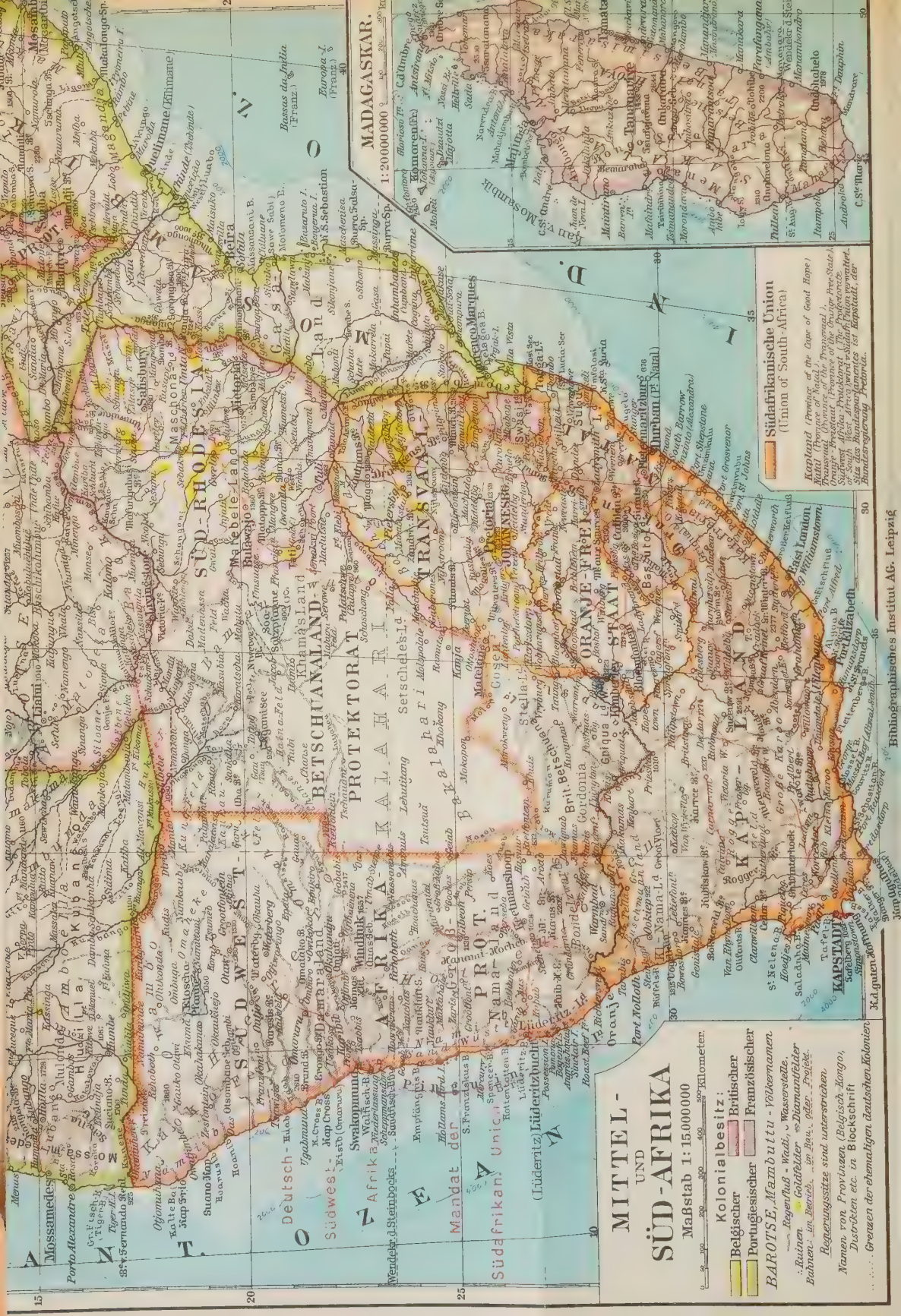
Als Sandili ein kränkliches Kind war, hatte man die Priester und Medizinmänner von überall herbeigerufen, damit sie fänden, was ihn gesund machen könnte. Es wurde ein Zauber nach dem anderen versucht. Es half alles nichts. Es kam dahin, daß die Männer in den Stämmen an den Priestern und ihrer Kraft zu zweifeln begannen, was noch nie geschehen war. Da taten sich alle Priester und Medizinmänner zusammen zu einer großen geheimen Versammlung, und sie erkannten einstimmig, das sichere Mittel, das Siechtum des Knaben zu vertreiben, bestände darin, daß ein Waschgefäß aus dem Schädel eines Mannes angefertigt werde, der zugleich wohlgewachsen, tapfer in der Schlacht und weise im Räte sei. Aus diesem Waschgefäße solle sich das Kind täglich waschen. Der Spruch wurde dem Stamme mitgeteilt, doch war niemand aus freien Stücken zum Opfer des Lebens bereit. Gaika, Sandilis Vater, befahl, die Unterhäuptlinge und Priester sollten noch einmal miteinander beraten und den rechten Mann genau bezeichnen. Die Wahl fiel auf Pambaniso. Pambaniso war wie ein Stier im Kampfe und wie ein Schakal im Räte und groß und gerade. Weit und breit wurde von ihm gesprochen, und viele junge Männer hingen an ihm. Ein Freund verriet ihm, daß die Wahl auf ihn gefallen sei. Pambaniso floh in die Amatolaberge, wo sie am höchsten sind, und wo das Dickicht so undurchdringlich ist, daß sie Berge der Dunkelheit heißen. Er wurde ein Räuber. Und einige schlossen sich ihm an, und es gelang nicht, ihn zu fangen. Da konnte das Mittel nicht angewandt werden. Sandili wurde dennoch kräftig und wuchs. Sandilis Mutter Sutu zeigte Gebetschu, dem Fingozauberer, große Gunst, daß er ihrem einzigen Sohne helfe. Nur Sandilis Bein blieb das elende, dürre, schleifende Anhängsel. Und wenn in späteren Jahren besuchende Häuptlinge und fremde Krieger in Sandilis Umgebung von dem Räuber Pambaniso voll Haß oder Bewunderung zu sprechen begannen, denn dieser lebte lange und sein Ruhm stand nicht still, dann schielte Sandili an sich herunter und schielte nach jenen und sprach nicht mehr. Er dachte: „Dieser hat die Kraft meiner Hüfte gestohlen. Er kämpft. Er jagt. Niemand kann ihn erschlagen. Ja, es ist meine Kraft.“

Es gab noch ein anderes, das Sandili nicht gern hörte. Nach ihrem Brauche erzählten die Männer an den Feuern häufig die Geschichte des Volkes und nannten die Namen des herrschenden Geschlechtes und auf welche Weise die Ankömmlinge heiliger Ahnen einander gefolgt seien, damit die Kunde nie verloren werde.

Sie sagten: Zuerst waren die Kosas dort über dem Reisfluß. Sie kamen mit Kosa, dem großen Häuptling. Kosa hatte einen Sohn Tshawe. Tshawe hatte einen Sohn Sikomu. Sikomu hatte einen Sohn Logu. Logu hatte einen Sohn Sconde. Sconde hatte einen Sohn Tschivo.

Sie sagten: Unter Sconde wurde das Land eng. Da begannen Völker über den Fluß zu ziehen, wie die Bienenvölker ausflogen vom alten Hause. Aber die Völker waren gering.





MADAGASKAR.
1:2000000

Südafrikanische Union
(Union of South Africa)

Kapland (Province of the Cape of Good Hope)
Natal (Province of the Orange Free State)
Orange Free State (Province of the Orange Free State)
Transvaal (Province of the Orange Free State)
Südafrikanische Union (Union of South Africa)

MITTEL- UND SÜD-AFRIKA

Maßstab 1:15000000

- Kolonialbesitz:
- Belgischer
 - Portugiesischer
 - Fransösischer
 - Britischer

BAROTSE, Mambuttu - Völkernamen
Regenwald - wadi, Wasserstelle.
Ruinen - Goldfelder - Diamantfelder
Bienen - im Bereich - in Honig, oder, Fregole.
Regierungssitze sind unterstrichen
Namen von Provinzen (Belgisch Congo, Ostafrika etc. in Blockschrift)
Grenzen der ehemaligen deutschen Kolonien

Sie sagten: Palo, der Sohn Tschivos, hatte einen Sohn von seinem Großweibe, der blieb im alten Hause und hieß Galeka und wurde ein großer Häuptling, und seine Völker nannten sich die Galekas.

Sie sagten: Galeka hatte einen Sohn Kauta, und Kauta hatte einen Sohn Hintsa, und Hintsa hatte einen Sohn Kreli. Und deshalb ist Kreli der große König über allen.

Wenn sie dahin kamen, nickten die Lauscher und die Erzähler befriedigt mit dem Kopfe und bestätigten die andern und bestätigten sich selbst durch: „Ewe, Ewe“ — Ja, ja — wobei sie das E ganz lang hinzogen. Und Sandili ärgerte sich nicht.

Danach sagten die Erzähler: Palo hatte einen Sohn von seinem Weibe rechter Hand, der zog über den Fluß mit einem Volke vom alten Hause. Er hieß Karabe. Stark war dies Volk, und Karabe war ein großer Inkosi.

Und die Augen der Lauscher und Erzähler begannen zu leuchten, und junge ungebändigte Burschen außerhalb des Ringes versuchten im Eifer Karabes Siegesruf auszustoßen: „Tsiha ha! ha! ha! Tzikali zika Karabe!“ Das heißt: „Hurra für die Waffen Karabes!“ Und Sandili ärgerte sich nicht. Auch seine unzufriedenen Augen leuchteten auf.

Und die Erzähler sagten: Karabe war ein so großer Häuptling, daß gesagt wurde: Karabe bewegt sich, da bewegt sich die Erde. Und die Galekas im alten Hause nannten alle Völker im neuen Hause die Amararabe. Sandili ärgerte sich nicht. Sandilis Ohren tranken gierig das Stammeswort: „Karabe bewegt sich, da bewegt sich die Erde.“

Die Erzähler sagten: Karabe hatte zwei Söhne, Umlau hieß der Sohn des Großweibes, Ndlambe war der Sohn des Weibes rechter Hand.

Die Erzähler sagten: Umlau starb und niemand wußte, wer der erste Häuptling sein werde nach ihm. Und die Großmänner sagten, Ntimbo hat das Recht, denn er ist der Sohn eines Eherweibes. Ndlambe, der Vormund, aber wollte Gaika als Häuptling sehen. Die Erzähler sagten: Gaika war nicht der Sohn eines Eherweibes, Gaika war nicht der Sohn eines echten Kebsweibes, Gaika war der Sohn eines niederen Weibes, mit der sich Umlau eine einzige Nacht vergnügt hatte.

Da begann sich Sandili jedesmal zu ärgern, und er schielte an seinem Leibe herunter, und er schielte hin zu den Erzählern, was für Gesichter sie machten.

Die Erzähler sagten: Ndlambe sandte zu dem großen König Kauta, damit er den ersten Häuptling bestimme. Und Kauta bestimmte Gaika und gab ihm das Inskuntische in die rechte Hand und band ein goldenes Band um Gaikas Hals. Und die Großmänner wunderten sich.

Da ärgerte sich Sandili noch mehr.

Die Erzähler sagten: Also wurde Gaika der erste Häuptling, obgleich er der Sohn eines niederen Weibes war, mit der Umlau nur gespielt hatte. Gaika wurde ein sehr großer Häuptling. Seine Krieger nannten sich nach ihm die Amagaika. Ndlambes Krieger nannten sich die Ndlambes. Sandili ist Gaikas Sohn.

Aber Sandili überhörte die Lobpreisung Gaikas, so sehr ärgerte er sich, daß niemand den kleinen Makel an seines Vaters Abkunft vergessen wollte und daß sie alle davon sprächen. Und er schielte, noch lange nachdem sie geendigt hatten, nach den Erzählern, daß er ihre Gedanken ergründe. Er versuchte auch zu erkennen, ob jemand nach seinem vertrockneten Beine blicke. Aber den Brauch des Erzählens konnte er nicht verbieten.

Sandili hatte bis zu seinem Tode einen Berater, den er immer um Rat fragte und auf dessen Rat er nie hörte. Der Ratsmann hieß Tyala, er war weise und treu, und weil er früh erkannte, welches Ende es mit dem Herren und dem Volke nehmen müsse, wurde sein Herz schwer, und jeder konnte an seinen Augen merken: Dieser Mann hat eine tapfere Seele, aber seine Seele lacht nicht. Außer von Tyala ließ sich Sandili von ein oder zwei oder drei anderen zugleich beraten, je nachdem sie der Zufall an ihn heranbrachte. Die fremden Ratgeber wechselten sehr rasch, weil ihre Wege immer in die Irre liefen. Doch wurde Sandili durch den Schaden nicht klug. Er glaubte stets von neuem den Fremden und nie den Nächsten. Trotzdem ließ Sandili Tyala nicht von sich.

Tyala kam und sprach zu Sandili: „Inkosi, halte Frieden mit den weißen Menschen. Sie sind zu mächtig.“

Sandili antwortete: „Bin ich nicht mächtig?“

Tyala nickte.

Sandili fragte: „Warum greifen diese Abelungu nicht an? Wer mächtig ist, greift an.“

Tyala antwortete: „Sie sind klug, sie warten.“

Sandili fragte: „Müssen nicht die jungen Männer lernen zu kämpfen, Tyala? Wen sollen sie angreifen? Es sind keine Buschmänner mehr in den Bergen, es gibt keine braunen Völker mehr im Westen. Karabe und Gaika haben alle erschlagen. Es gibt nur weiße Menschen und Fingohunde, und die weißen Menschen helfen den Fingohunden.“

Tyala schwieg.

Sandili fragte: „Hast du mir erzählt, Tyala, von den stampfenden Kriegern Karabes und Gaikas? Du hast erzählt, Tyala, das Stampfen der Krieger war wie das Rauschen des Windes am Meere.“

Tyala antwortete: „Es ist wahr, und ich habe es erzählt.“

Sandili sagte: „Ich will hören das Stampfen der Krieger, das wie das Rauschen des Windes am Meere ist.“ —

Da schwiegen beide, der Häuptling und sein Berater. Nach einer Weile begann Sandili aber wieder zu fragen, und seine Mundwinkel hingen nach unten, und dann hielt er seine Rede für sehr schlau.

Er sagte: „Wo ist die Stärke dieser weißen Königin? Dieses Kolonieland ist ein großes Land, aber es hat wenig Krieger. Sie kommen, sie schießen, es ist wie der Donner. Wir warten, es wird stille, wir warten noch, sie sind fort. Die Stärke dieser Königin ist wie die Wolke, die den Donner trägt. Sie kann nicht bleiben, wir bleiben!“

Tyala wußte, daß sich Sandili dies nicht selbst erdacht hatte, dennoch hob er die rechte Hand und rief inbrünstig: „Ewe, Inkosi, Ewe. Du sollst bleiben.“ Danach erklärte er nüchtern: „Inkosi, hinter diesem Kolonielande ist das große Meer, und hinter dem großen Meere ist wieder das Land dieser Abelungu, und wenn die Abelungu rufen, kommen ihre Freunde in Schiffen.“

Sandili fragte: „Sind die Amararabe und die Amagaleka nicht viele Krieger?“ Und er rief lauter: „Ich will hören das Stampfen der Krieger, das wie das Rauschen des Windes am Meere ist.“

Da mußte Tyala schweigen, und von dem großen Platze, wo Sandili lebte, trugen es die Boten laut oder leise in die Runde: „Das Land wird tot sein.“ Das Land ist tot, aber heißt, es ist Krieg. Dann ging das Vieh in Sicherheit, und von den weißen Grenzfarmen liefen die eingeborenen Arbeiter fort, und hier und dort wurde ein weißer Händler erschlagen, und hier und dort wurde ein weißes Haus ausgeplündert, und alle Kinder der Weißen an der Grenze wurden gestohlen, und in den Außenstationen der Missionen packten die Missionare auf und hingen die noch eilig abgestochenen Gänse und Enten und Hühner hinten an ihre Wagen. Inzwischen begann der Uku-gunggatanz mit Brüllen und Zehlen, und weil Sandili sein Bein nicht biegen konnte, tanzten ihn seine Krieger steifbeinig.

II.

Die jungen Missionare Kropf und Scholz befanden sich auf dem Wege in das Kaffernland. Nach der Abschiedspredigt in der Parochialkirche in Berlin hatten sie mit der Gemeinde das Reiselied gesungen:

„Bist Du gleich ferne von Bekannten,
Was schadets? Da Dir früh und spät
Ein Heer von glänzenden Trabanten
Umher um Deinen Wagen steht . . .“

Seitdem war mancher Monat vergangen, und sie hatten das Ziel noch nicht erreicht. Die Fahrt mit dem Segelschiffe nach der Kapstadt dauerte lang. Und die Fahrt von der Kapstadt nach Port Elisabeth war auch nicht kurzweilig, weil die Winde an der afrikanischen Südküste meist anders wehen, als die Kapitäne wollen. In Port Elisabeth stiegen die Sendlinge in den großen Zeltwagen mit zwanzig Ochsen, der sie in zehn bis zwölf Tagen aus der Kolonie heraus, und in das Kaffernland hinein, bis nach Bethel, der Berliner Missionsstation, bringen sollte. Dieses war der letzte Teil ihrer Reise, außer Kropf würde von Bethel weitergesandt nach Bethanien.

Am ersten Abend der ersehnten Landfahrt, als ihr Wagen am Sonntagsfluß ausgespannt stand, merkten sie, daß das Lied von den glänzenden Trabanten für sie besonders gelte. Der Tag war ihnen voll uneingestandner Enträuschungen hingegangen. Es fehlte der neuen Erde durchaus, was einem

Europäer in dem Worte afrikanisch alles eingeschlossen dünkt, aber auch die begegnenden Leute schienen nüchtern und gleichgültig.

Es kann ein Mensch recht bescheiden sein, wenn er so weiten Weges herkommt, und wenn für ihn selbst die Wanderung ein so gewaltiges Abenteuer bedeutet, meint er, der neue Ort müsse ihm doch ein bißchen bezeugen: „Auf dich habe ich gewartet, und auf dich bin ich neugierig.“ Vergleichen war nicht geschehen. Weiße waren an ihnen vorbeigeritten, Farbige an ihnen vorbeigewandert. Es war alles gewesen wie daheim auf einer schlechten Landstraße, nur daß Schwarze daheim in Europa mehr offene Mäuler gesehen hätten, als die beiden Weißen in Afrika sahen. Um Mittag hatte ein Bur den zwei Sendlingen die Hand geschüttelt. Sie bekamen heraus, daß er sie fragte: wie sie hießen, woher sie seien und wohin sie gingen? Da machten sie beide ein wichtiges deutsches Gesicht und sagten: „Wir kommen von Berlin und Potsdam in Preußen in Europa und reisen nach Bethel, der Berliner Missionsstation, im Kaffernlande und vielleicht nach Bethanien.“ Der Bur nannte seinen Namen und sagte nichts weiter als: „Ich komme von Grahamsstadt und reite an die Bai. Alles zum besten!“ Und er verließ sie. Aber am Abend traten die Sterne, die glänzenden Trabanten, aus dem reinen Himmel hervor, und da hatte am kleinen Feuer, während aus dem nahen Addobusch die verschiedenen Tierstimmen klangen und die Augen auf das glimmende Holz und die göttlichen Lichte beschränkt wurden, die gekränkte Phantasie von neuem trauliche Gelegenheit. Die beiden stimmten zugleich das Lied an und bekräftigten, es sei schön und zutrefflich, und die himmlische Pracht hätten sie so großartig noch nirgends wahrgenommen, nicht in Potsdam, nicht auf dem Meere und nicht bei der kurzen Rast in der Kapstadt. In dieser erfrischten Stimmung beschloßen sie den Abend mit dem Missionsliede:

„Gewürzte Düfte weben,
Sant über Ceylons Flur (sie sangen Bethels Flur),
Es glänzt Natur und Leben,
Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben,
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.
— Und wir mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen,
Daß sie im Finstern gehn? —
Nein, nein! Das Heil im Sohne
Sei laut und froh bezeugt,
Bis sich vor Christi Throne
Der fernste Volksstamm beugt!“

Als sie vier Tage gereist waren, gelangten sie aus der Kolonie heraus, und die seltenen Häuser der holländischen und englischen Farmer hörten völlig auf. Aber sie hatten bisher mit niemand groß geredet, teils weil sie der Leute Sprache nicht verstanden, teils weil ihnen das fremde kurze Wesen verlegend war, und teils weil Geschwätz und Neugier ihnen nicht zu ihrem besonderen Amte zu passen schienen. Am fünften Tage ritt einer in der Ferne im roten Rocke der Soldaten nach der Richtung, aus der sie kamen. Er hatte es sehr eilig. Er rief etwas herüber und wiederholte es zwei- oder dreimal. Sie verstanden ihn nicht. Der Hottentottsfahrer und der kleine schwarze Vorläufer, der die Borochsen führte, konnte es auch nicht auffangen. Der Abend des fünften Tages war ebenfalls schön, die glänzenden Trabantanten standen umher um den Wagen wie immer. Gegen neun Uhr legten sich die beiden weißen Männer hinein in den Wagen, um ein tüchtiges Stück Schlaf zu gewinnen vor den nächtlichen Fahrtstunden. Die Ochsen weideten in der Nähe. Plötzlich war ein lauter Lärm. Der Hund des Fahrers bellte, und der Fahrer schrie. Da wachte Kropf auf, und gleich darauf wachte Scholz auch auf. Sie wußten beide nicht, was sie tun sollten. Kropf flüsterte: „Ich glaube, es ist ein Löwe.“ Es gab natürlich schon damals keinen Löwen mehr in dieser Gegend. Sie setzten sich beide auf und hockten sich in die Knie. Kropf war links, und Scholz war rechts. Kropf faßte links die Achterklappe, und Scholz faßte rechts die Achterklappe. Sie steckten beide die Köpfe hinaus. Kropf sah nichts, oder vielleicht kam er gar nicht dazu sich richtig um das Verdeck herumzulehnen, denn Scholz schrie gleich auf vor Schmerz und Schreck und fiel nach rückwärts in den Wagen hinein. Kropf rief: „Was? Was ist?“ Er tastete. Er fühlte die Beine und den Leib des Genossen. Er stieß an etwas Fremdes, Leichtes, das in die Luft ragte. Da schrie Scholz fürchterlich auf. Danach bat er: „Ziehe es heraus, ziehe es gleich heraus!“ „Was?“ fragte Kropf, und es war ihm eiskalt. Doch zog er gleich. Danach wurde der andere naß, Kropf merkte, es sei Blut aus der Brust. Kropf lag über ihm. Er drückte ganz fest die Hand auf die Wunde. Dadurch hörte das Bluten auf. Aber wenn er nachließ, sickerte gleich eine neue Quelle. Scholz war still und jammerte und war still und jammerte. Kropf fror. Als durch das Plansegel weißes Licht drang, konnte Kropf die Kälte nicht mehr ertragen. Es war auch mäuschenstill draußen. Da dachte er, es muß etwas geschehen. Meinetwegen soll es mich auch treffen. Er sprang hinunter. Er war kein Morgenrot und grau. Es war niemand da. Es waren keine Ochsen da. Da vergrub Kropf die Hände ineinander, daß die Nägel hineinschnitten in die Handrücken. So lief er wie ein Verstörter um den Wagen herum mit hängendem Kiefer und weiten Augen. Da lag der Hottentottsfahrer gerade unter dem Deichselbaum. Es stak ein Affegai in seiner Brust. Kropf riß daran. Es kamen nur ein paar langsame rote Tropfen. Der Leib war schon starr. Kropf ging in den Wagen und schlug mit Mühe überall die Plane zurück, damit er rundum Ausschau hätte. Er zog zwei Röcke übereinander an und verband Scholz, so gut es ging, und deckte den Besinnungslosen zu, und er warf das Affegai aus dem Wagen.

Er merkte dabei, daß es genau so aussah wie jenes, das den Farbigen getroffen hatte, und daß auch die Wunde sich an derselben Stelle befand. Er dachte: „Was ist dies für ein elendes Land! Wenn ich sterben muß, weil ich Christi Wort verkündigte, so bin ich ein Glaubenszeuge. Aber wir haben noch niemand geholfen. Die Mordwaffe kam in der Nacht, und wir wissen nicht von wem. Es ist eine entsetzlich erbärmliche Sache. Und weil es so früh war, noch nicht vier Uhr, und so grau und so fremd und so kalt, spürte er bald gar kein Herz und Hirn mehr in sich, sondern er saß neben dem Todwunden ganz leer, und seine Zähne klapperten, und er hörte sie klopfen und den mühsamen Atem hinter ihnen arbeiten. Dennoch krüsch er auf in seiner Schwäche, als plötzlich ein Geräusch war. Dabei wandte er sich nicht und versuchte auch nicht sich zu bewegen.

Eine Stimme hinter ihm rief: „Hallo. Hallo.“ Und danach: „What has happened. — Was ist hier los?“ Und weiter: „So the Buggars have been at you? — die Halunken haben sich an euch gemacht?“ Und herumkommend: „My word — Gracious me. — Man alive, is he dead? — Ist er denn tot?“

Da sah Kropf den Sprecher an. „Heavens,“ sagte dieser, „you look like a blessed corpse yourself! — sehen aus wie eine Leiche.“ Der Fremde kletterte auf den Wagen und untersuchte Scholz. Er fragte: „You are foreigners, ha? — Sie sind Fremde, was?“ „Can you understand me? — Verstehen sie mich?“ Kropf antwortete: „I understand a little — Ich verstehe etwas. I am German — Ich bin Deutscher.“ „Missionary?“ „Ja“, sagte Kropf.

Da erklärte der Fremde, sie müßten den Verwundeten gemeinsam anfassen und hinüberschleppen zu seinem Wagen. Er sei auf dem Wege nach Peddie, dort sei Sicherheit und eine englische Missionsstation, und ein Missionar sei auch Arzt. Im gleichem Atem sprach er über Scholz weg: „He'll kick the bucket before we'll arrive, for sure — Er wird auskragen, bevor wir hinkommen, das ist klar.“ Kropf verstand ihn erst nicht, aber schließlich begriff er: der andere meine, sein Genosse werde nicht am Leben bleiben, und äußere dies auf gemeine Weise.

Als sie Scholz nach Möglichkeit gebettet hatten, drängte Kropf den Helfer zum verlassenen Wagen zurück. Der Händler ging mit und hieß den Fahrer sie begleiten. Er meinte, Kropf wolle einiges von seinen Habseligkeiten in Sicherheit bringen. Aber Kropf führte ihn zu dem getroffenen Sottentotten. Der Händler schüttelte mit dem Kopfe und schob mit der Fußspitze die Leiche etwas hin und her, und Kropf sah selber ein, daß hier sicher nicht mehr zu helfen sei. Der Fremde sagte: „Well, it's no great loss, there are plenty of them left — es ist kein großer Verlust, es gibt viele davon.“ Das verstand Kropf, und er weinte fast vor so viel Lieblosigkeit.

Sobald sie unterwegs waren, versuchte Kropf zu erfahren, wie alles gekommen sei. Der Engländer klaubte sich aus holländischen und ein paar deutschen Worten, die er kannte, und aus Worten, die er für deutsch hielt, eine Sprache zur leichteren Verständigung zusammen, ohne daß dem Deutschen dies Kauderwelsch bei längeren Sätzen wirklich faßlich gewesen

wäre. Er lachte laut: „What it means? — Was es soll? Bless my soul, so maak die Kaffers Kreeg! Oorlog! Krieg! War!“ Und er sprach und schimpfte nun unaufhörlich. Kropf erfuhr, daß er Tainton heiße, und daß er ein fahrender Händler sei, und daß er das Land dieser schwarzen Schweine, irgend so ein Wort brauchte Tainton fortwährend, kenne wie ein Metzger den Inhalt seines Wurstkessels. Aber auf die, die was wüßten und Sinn redeten, höre man nicht. Nur bei dem, was die verfligten Missionare und Himmelslotsen etwa rieten, da sei der Gouverneur gleich ganz Ohr. Das müsse er Kropf sagen, gerade weil der selber ein Gendling sei; denn er spräche nicht anders hinter der Menschen Rücken als in ihr Gesicht. Ruhe werde auch niemals gehalten werden von den schwarzen Hunden, bis sie richtig unter englische oder irgendeine verfluchte Herrschaft kämen, und bis man ihnen das Amatolagebirge, wo immer viele hundert Stück gestohlenes Vieh versteckt ständen und sich jeder Mörder und jeder Stamm, der etwas ausgefressen habe, bequem und schön verbergen könne, ein für allemal weggenommen habe. Großschnauzige Residenten und kleine Spielzeugforts, die bedeuteten natürlich gar nichts; denen kackten in der Nacht und gelegentlich bei Tage diese schwarzen Sauteufel einfach auf die Schwelle. Schließlich meinte Kropf noch zu verstehen, daß Tainton sagte, eigentlich wohl habe der nächtliche Angriff ihm selbst gegolten, er hätte eine kleine Privatmeinungsverschiedenheit mit einigen schwarzen Burschen. Es seien indessen viele gewesen, da habe er gedacht: „Tainton, liege still, du hast nur ein Leben, und was danach kommt ist ziemlich ungewiß, und mag sein, heiß und unbefriedigend!“ —

Kropf mußte so genau aufpassen bei seiner kleinen Kraft, und nichts hatte ihm einen völlig rechten Klang. Es war ihm fortwährend übel. Aber wenn er hinter dem Busche wieder heraustrat, schimpfte Tainton sofort weiter.

Kurz vor Peddie, als die Ochsen verschnauften, kam Scholz zur Besinnung. Da stellte sich Tainton zwanzig Schritt vom Wagen hin und drehte dem Gefährt den Rücken und nahm den entfärbten Hut ab. Vorher rief er dem schwarzen Fahrer zu: „You get away there too, you black devil! — Du scher dich weg, du alter Teufel!“

Der Sterbende versuchte die Hände zusammenzubringen und zu beten. Da half ihm Kropf. Kropf meinte zu hören: „Gott sei . . .“ Da sagte er: „Gott sei mir armem Sünder gnädig.“ Und er meinte, etwas von Vater und Mutter zu hören. Da sagte er: „Ich will deinen Vater und deine liebe Mutter gewiß grüßen, Bruder.“ Danach kam dies Hauchen von den Lippen des Wunden, das wie ein ganz leichtes, ganz feines, flatterndes, unsichtbares Vögelchen ist. Danach war sein Mund stumm. Da fing Kropf zu weinen an über die bittere Einsamkeit und über alles, was er erfahren hatte. Tainton stand in der Ferne und riß mit den Zähnen an seinem Barte, er wußte nicht, wann es für ihn recht wäre, sich umzudrehen und die Weiterfahrt zu befehlen. Es geschah dies vormittags elf Uhr am 29. November 1845.

Scholz wurde in Peddie begraben. Englische Soldaten und die Wesleyanischen Missionare besorgten alles, und einer von den letzteren hielt eine

schöne unverständliche Rede über den Text: „Obgleich du mich schlägest, vertraue ich dir doch.“ Was von Offizieren zusammen gekommen war, des drohenden Krieges wegen, nahm ebenfalls teil, und die farbigen Kinder der Missionschule und die erwachsenen Bekehrten sangen ihre Lieder. Die Offiziere und Beamten sagten: „Der Überfall hat gewiß nicht euch und wohl auch nicht dem Händler Tainton gegolten, sondern dem Regierungsbeamten Shepstone. Wir wissen, daß die Schwarzen nach seinem Leben trachten. Sie verwechselten die Wagen.“

In Scholzens Grabstein wurden die deutschen Worte hineingeschlagen: „Saat, von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen“, und der Name. Das war der erste deutsche Grabstein an der Grenze des Kaffernlandes. Deutsche Tote waren natürlich schon vor Scholz gewesen, des Missionar Döhne Weib und Kind, und unter den englischen Soldaten und den Händlern und unter den holländischen und englischen Matrosen der untergegangenen Schiffe an der Küste.

Kropf wußte gar nicht wie ihm geschah. Aber weil ein sonniger Morgen dem anderen folgte und er selbst ein zäher Mensch war, überwand er das Gefühl der Bitterkeit und der Ablehnung gegenüber der Fremde. Was ihm unschön schien, lernte er wohl sehen, ohne es deshalb zu glauben. Vielleicht war ein bißchen Schwindel dabei, aber auf pfeilgeradem Pfade läuft niemand auf die Gipfel, und schließlich kommt's doch auf's Hinaufkommen an.

III.

Die deutsche Missionsstation Bethel wurde in dem anbrechenden Kriege auch verbrannt. Die Missionare selbst wurden lange hin und her gestoßen, aber es ging ihnen nicht an das Leben. Als sie endlich konnten, zogen die Missionare Liefeldt und Kropf nach Bethel zurück zum Neuaufbau, Schultheiß ging nach Temba. Liefeldt und Schultheiß hofften, der junge Bruder Kropf werde ein paar kräftige Arme mitbringen. Das tat er. Trotzdem kam ihm doch die ungewohnte Arbeit des Bäume fälltens und das Heranschleifen des Holzes über einen stundenweiten Pfad sehr schwer an.

Vordem die Sendlinge begannen aufzubauen und ihre Glocke wieder auszugraben, wurden sie vom Gouverneur zu der Friedensversammlung berufen. Sämtliche Missionare aus dem Kaffernlande waren gegenwärtig und die neuen Besatzungstruppen und die Händler und alles, was an einer Feldtruppe hängt.

Sandili war begleitet von seinem Halbbruder Anta und von Tyala, außerdem hatten sich noch sechzehn Häuptlinge der Karabe-Stämme eingefunden, zwei Tembuhäuptlinge und die alte häßliche Gutu, Gaikas Witwe, deren Einfluß groß war. Bei jedem Häuptlinge standen Ratsmänner und Gefolgschaftsleute. Kveli, der König, war nicht erschienen von jenseits des Reisflusses, aber auch er hatte Botschafter gesandt, die Frieden machen sollten. Die Versammlung fand bei der Station des Missionars Brownlee statt, wo schon einmal der Ort King Williamstown geplant war, der nun frisch an-

gelegt werden und die Hauptstadt der neuen Provinz Kaffraria bilden sollte. Der Gouverneur kam angeritten durch die Reihen der Truppen auf die Häuptlinge zu, dabei wurde das Spiel gerührt. Der Gouverneur zeigte den Häuptlingen zwei Stäbe und sagte, der eine sei der Kriegsstab und der andere der Friedensstab. Sie sollten wählen. Die Häuptlinge traten vor und berührten den Friedensstab. Sandili wurden die Stäbe zugereicht, weil er vor der großen Versammlung nicht heranhinken wollte. Sandili hob langsam den Friedensstab in die Höhe wie eine Fahne.

Danach sprach der Missionar, der dem deutschen Bruder Scholz in Peddie die große Totenrede gehalten hatte, das Gebet. Jetzt erklärte der Gouverneur den besiegten Häuptlingen, was in Zukunft ihre Rechte und Pflichten seien, was sie dürften und nicht dürften. Sie erfuhren, alles Land diesseits des Keisflusses gehöre von nun an der weißen Königin von England. Deren Statthalter, dem Gouverneur und dessen Stellvertreter in King Williamstown müßten sie und ihre Völker gehorchen. Ihre Sitte, Frauen zu kaufen, sollten sie unterlassen, das sei eine Sünde. An Hexerei sollten sie zu glauben aufhören. Niemand dürfte mehr wegen angeblicher Zauberei verfolgt und an Leben und Gut durch sie geschädigt werden. Den Missionaren gegenüber sollten sie sich willig zeigen und ihre Völker veranlassen, auf die Stimme der Sendlinge zu hören. Ihre Kinder sollten sie zur Schule des Missionars schicken, damit diese die Kenntnisse und Fähigkeiten lernten, durch die die Engländer reich, gut und glücklich geworden seien. In die Kolonie sollten sie niemals mehr einbrechen und von den Grenzfarmern nichts stehlen. Schnaps sollten sie nicht mehr trinken, und wer ihnen geistige Getränke, Waffen und Munition verkaufe, der werde schwer bestraft werden. Dagegen sollte die Benutzung des ganzen Landes bis auf jenen strittigen Landstrich zwischen Fischfluß und Keiskamasfluß, in dem Peddie lag, ihnen allein zustehen; nur um die paar Forts und um die paar Missionsstationen, zwei Meilen im Umkreis, sollten sie ohne Erlaubnis nicht siedeln dürfen. Von den Soldaten der Königin würden 2000 im Lande bleiben in den Forts, ohne jemand zu stören. Steuern und dergleichen sollte kein farbiger Mann zahlen, nur alle Jahre an diesem Tage müßten sie zusammen einen fetten Ochsen nach King Williamstown zum Stellvertreter des Gouverneurs bringen, als Zeichen, daß sie sich an diesen Friedenstag erinnerten.

Die Vorlesung und die wortreiche Übersetzung dauerte sehr lange. Die Häuptlinge und die Soldaten sahen geradeaus, als ginge sie das Ganze nichts an. Die Missionare machten vergnügte Gesichter in den schönen warmen Tag hinein, es waren alles ihre alten Forderungen, und ihre Ratsschläge hatten sich durchgesetzt. Lebendige Teilnahme zeigten das Häufchen der Händler und das berittene Bürgerkommando aus der Kolonie. Murren, Aufklappen, Aklatschen, schlechte Scherze wurden immer wieder laut. Dreimal mußte der Polizeifeldwebel neben dem Gouverneur „Silence“ rufen. Als der Vorleser schwieg und der Übersetzer erklärte: „Es ist ganz fertig“, hoben die Häuptlinge die rechte Hand und zeigten die Handfläche, und jeder sagte:

„Friede, Friede.“ Danach beschworen sie im Namen des großen Geistes, weil man das von ihnen so verlangte, alles zu halten, was ihnen eben vorgetragen worden war.

„Laßt sie doch noch schwören, daß sie weiße Kinder kriegen wollen“, rief einer der Bürger; und als der Gouverneur an den Händlern und ihrem Anhang vorübertritt, rief Sainton zornig: „Sir, ich wette ein Duzend Buddeln Champagner mit Ihnen, daß nicht einer seinen Eid hält.“ Der Gouverneur machte, als höre er nichts, er war froh über den Frieden. Das Parlament in England liebte keine kriegsführenden Gouverneure, die Geld brauchten, und die Unternehmungen der letzten zwölf Monate waren teuer genug gewesen und hatten seinen Vorgängern das Amt gekostet. Vielleicht hätten sich die Händler noch unangenehmer aufgeführt, aber ganz verderben durften sie es nicht mit den Beamten. Ihre Gerechtsamen und Gebühren sollten in Zukunft von jenen und nicht mehr von den Häuptlingen abhängen. —

Als die Häuptlinge geschworen hatten, redete sie der Gouverneur noch einmal an. „Ihr habt gut daran getan, daß ihr meine Kinder geworden seid. Ihr sollt englisch lernen. Ihr sollt pflügen lernen. Eure Leute sollen Gummi, Holz und Felle zum Kaufe bringen. Ihr sollt mir helfen Wege bauen. Ich werde euch dafür bezahlen. Ich werde euch belohnen. Immer am siebenten Januar, wenn ihr den fetten Ochsen hierher bringt, soll ein jeder, der in dem Jahre recht getan hat, ein Geschenk erhalten. Dem fleißigsten Manne des Stammes werde ich einen Wagen geben. Anderen einen Pflug. Anderen die übrigen Geräte zum Ackerbau. Wer säet, soll Saatkorn erhalten. Euren Kindern will ich Schafe schenken, damit ihr lernt, Wolle scheren und euch selbst Kleider machen. Unsere Kleider sind alle von Wolle gemacht, und ihr müßt das auch üben. Ochsen allein, das sollt ihr wissen, machen keinen Reichtum aus. Jetzt will ich euch auch zeigen, wie denen geschieht, die ihre Schwüre brechen. So tue ich ihnen, wie dort dem Wagen.“

Da ging das Galastück des Tages vor sich. Die Truppen schwenkten in Sektionen rechts und links ein, daß der Gouverneur und die Häuptlinge in der Mitte eines Fächers standen. Alles sah gespannt auf einen alten Militärkarren voraus, der mit Pulver gefüllt war. Die meisten Soldaten wußten von dem Späße und die Missionare, denen man einen Schrecken ersparen wollte, auch. Die Häuptlinge machten neugierige Gesichter, und ihre Gefolgsleute drängten sich sogar ein wenig vor. Da kommandierte der Gouverneur Feuer. Eine weiße Fahne wurde geschwenkt. Die Sache arbeitete wirklich ganz richtig und knallte schön . . . Unter den Schwarzen riefen einige: Mawo! und Kwowu!, ihre gewöhnlichen Ausrufe des Erstaunens. Einigen war der laute Knall unangenehm, einige hätten das Schauspiel gern noch einmal gesehen. Tyala stand ernst neben Sandili, Sandili machte seinen hängenden Mund. Er kannte das Pulver und wußte etwas von der galvanischen Batterie. Der Gouverneur rief: „So geschieht euch also, wenn ihr eiddrücklich werdet, und da habt ihr eine Lehre, daß ihr euch nicht mit unseren Wagen befaßt!“ Er nahm auch noch einen Bogen Papier und sagte: „Sehet her!“

Er zerriß den Bogen und warf die Feschen in die Luft. „Vorbei ist's mit den alten Verträgen, hört ihr, vorbei!“

Am Abend wurde viel getrunken in der Kantine. Die Häuptlinge benutzten die Gelegenheit, auf Kosten der Königin noch einmal tüchtig dem Schnapfe zuzusprechen. Die zukünftigen Besatzungen von King Williams-town, von Fort Murray, von Fort Glamorgan an der Mündung des Büffelflusses, von Fort Waterloo am Conubie usw. feierten Abschied von den abmarschierenden Truppen und voneinander. Die Händler neckten das in die Kolonie abreitende Bürgerkommando: „Well, Jongs, möchtet ihr nicht lieber gleich in dem Kaffernlande bleiben, denn lange dauert dieser Schwindel nicht; die Sommerregen kommen, und sobald ihr wieder pflügen wollt, werdet ihr wieder einberufen.“

Tainton gab eine Rätselfrage auf: „Welches sind die wesentlichen Eigenschaften, die von einem Anwärter auf den Gouverneurposten einer Kolonie verlangt werden?“ Er sagte, die Antwort sei doch leicht: „Er muß bei Waterloo gekämpft haben, er muß Generalmajor sein, er muß nichts von der Kolonie wissen, wohin er gesandt sein will, und er muß zu alt sein, um noch irgend etwas zu lernen.“

Es ging aber den Schwarzen damals schlechter, als die meisten vermuteten, und die Häuptlinge hatten allen Grund, Frieden zu machen und vorläufig zu halten. In vielen Stämmen war die Nahrung bei den kleineren Leuten ausgegangen. Sie lebten von Veldtkost, allerlei wilden Pflanzen und Wurzeln. Sobald der Krieg aufhörte, liefen Tausende in die Kolonie, um dort Arbeit zu suchen. Die Hauptspeise der Armen im Lande bildeten die in heißer Asche gerösteten Wurzeln der kleinen dornigen Mimosenbüsche. Diese Wurzeln verbreiten beim Rösten einen widerlichen Geruch.

Als die Missionare von der Friedensversammlung nach Bethel zurückkehrten, um nun eifrig und vergnügt in der Aussicht auf eine neue gesicherte Wirksamkeit die zerstörte Station auf- und auszubauen, fanden sie einen Haufen hilfeschender Leute, die alle von Mimosenwurzeln lebten. Schultheiß und Liefeldt und Kropf gaben her, was sie nur konnten; sie waren aber unvorsichtig und ließen merken, daß ihnen der Gestank der gerösteten Wurzeln sehr schwer erträglich sei. Danach lernten viele Bittsteller ihre Feuerchen so machen, daß der Wind den Rauch den Brüdern sicher in die Nase trieb, sei es an der Arbeitsstätte, wo sie die Bäume fällten, oder vor ihren Schlafplätzen. Die neue List zog auch manche Leute herbei, die gar nichts nötig hatten und doch sehen wollten, was sich auf diese Weise erhaschen ließe. So wurden die Sendlinge, die selbst selten mehr als Reis und Kürbis zu essen hatten und ohne Obdach waren, bei ihrer Maurer- und Holzfallarbeit gequält.

Vordem der Gouverneur in die Kolonie zurückreiste, befahl er die Anlage von vier Dörfern an der Nordostgrenze jenes strittigen Landes zwischen Fischfluß und Reiskamasfluß, das nun den Kaffern abgenommen war. Er sah sich die Stellen in dem lieblichen Tyumietale selbst an und nannte sie Juanasburg, nach seiner sehr geliebten Frau, Woburn, Luckland und Gly.

Freigegebene britische Soldaten mit Frau und Kind zogen in die Orte als Ansiedler. Jeder bekam Land und Waffen und Rationen für zwölf Monate und Werkzeuge zum Hausbau und Saatkorn und hundert Schilling zum Möbelankauf. Im ersten Jahre wurde ihnen auch ein Zelt geliehen und ein Wagen mit Ochsen. Diese Leute sollten sesshaft werden und gedeihen. In der Not sollten sie an dieser äußersten Grenze unter den Amatolabergen die Waffen aufnehmen und außer wie Bürger für ihre Heimat wieder für Gold wie Söldner kämpfen. Der Gouverneur dachte doch wohl: Doppelte Vorsicht ist am besten, und wenn die Schwarzen das Vieh nicht mehr in die Schlupfwinkel treiben können, werden sie auch nicht mehr stehlen. Man sagt, Gelegenheit macht Diebe, vielleicht macht mangelnde Gelegenheit ehrlich.

Die vier Dörfer lagen sehr schön. Am schönsten lag Auckland. Wasserfälle rauschten über ihm. Mächtige Felsen hielten es im Arm. Über den Felsen war der Wald, der ewig grüne, wilde Amatolawald. Die Dörfer hatten alle vier sehr reiches Land. Nichts fehlte ihnen als die Möglichkeit, sich zu verteidigen. Aber daß sie je angegriffen werden könnten, daran dachte niemand.

Um diese Zeit herum geschah noch allerlei im Kaffernlande, wovon sich die Menschen lange unterhielten.

Im Tal des Gonnubie, wo später Johann Gebhart eine Farm besaß, wohnte Nukwa, der dritte Sohn Karabes, ein Verwandter Sandilis. Nukwa war alt und töricht und ängstlich, aber er hatte eine Tochter Tyumbu, die galt als das schönste Mädchen im Lande. Auch die weißen Händler waren dieser Meinung. Tainton hatte sie einmal gesehen, als sie, ein irdenes Gefäß auf dem Kopfe tragend, nur mit der Schürze der Mädchen bekleidet, zum Flusse ging. Er hatte ihr zugerufen: „He du Intombasan, hüte dich vor dem Tikolosch, dem Wassergeist!“ Da hatte er auch ihr Gesicht gesehen, denn sie wandte sich um und lachte. Tainton erzählte, er sei an diesem Tage bereit gewesen, dem Vater hundert fette Ochsen für sein Kind zu zahlen. Er machte ihm das Angebot aber schließlich doch nicht. Es hätte ihm auch nichts genützt, weil sie aus dem Häuptlingsgeschlechte war. Tyumbu wurde dennoch von einem Manne begehrt, der nicht zu einem königlichen Hause gehörte. Er wohnte an der Kwelera, da, wo später der Musiker seine windschiefe Hütte hatte. Jeden Abend kam der Freier hinüber an den Gonnubie. Schließlich ließ sich der alte schwache Nukwa von ihm bereden und nahm elf Ochsen an für die Tochter. Weil aber Tyumbu, die vielgenannte, nach dem öffentlichen Urteil nur in ein Häuptlingshaus hinein heiraten durfte und auch schon dieser und jener Großmann sich nach ihr erkundigt hatte, wurde eine stille Hochzeit gefeiert und kein Hochzeitsochse geschlachtet. Gar keine Feier sei es gewesen, hieß es alsbald, und Tyumbu sei entführt und der alte Brauch verletzt worden. Sie wurde zurückgeschleppt, und Kexe der Chemann wurde vor den Stammhäuptling geladen, um sich zu verantworten. Er verstand weder Flug zu reden noch Flug zu schweigen, und wurde beim Wortwechsel

verwundet und auf Ndlambes Grab, auf der heiligen Freistätte, endlich getötet. „Durchstoßt ihn immerhin“, riefen seine Feinde, „denn er ist kein Mann, er ist doch nur ein Hund.“ Da gab ihm Lyata, Lyumbus eigener Bruder, den Todesstoß.

Dies alles geschah noch vor dem großen Friedenstage. Es wurde aber an den Hüttenfeuern immer häufiger davon erzählt, denn Umlanjeni, der junge Priester, der nach dem Frieden Sandilis Ohr gewann, verkündigte: „Ndlambes Grab ist geschändet worden. Der Geist Ndlambes hat Rache genommen am Volke, deshalb gewannen die Weißen den Sieg.“ Sandili hörte die Verkündigung gern, und er sorgte für ihre Verbreitung.

Sandili und alle Häuptlinge hatten eine schlechte Zeit nach dem Frieden. Weil niemand mehr wegen Zauberei hingerichtet und gestraft werden durfte, konnten sie auch das Gut der verurteilten Zauberer nicht mehr einziehen und wurden ärmer. Noch schlimmer ging es den Priestern, die früher die Hexenmeister und Hexen entdeckten und dafür Bezahlung erhielten. Es kam an vielen Orten auf einmal auch niemand mehr zu ihnen wegen Medizinen und Wundermitteln. In dem Kriege hatte eine Abteilung von Sandilis Leuten einen ganzen Wagen der Feldtruppe mit Apothekermixturen und Drogen aufgespürt und völlig ausgeraubt. Sie waren so überzeugt, in Besitz aller Zauberkünste und Geheimnisse des weißen Mannes gekommen zu sein, daß sie, entgegen ihrer Art, den Fund verbargen und verschwiegen. Tabak, Geld, Waren, Essen und Trinken hätten alle freudig verteilt, aber daß sie den Zauber in den grünen und weißen und blauen und braunen Flaschen und bunten Pappschachteln hergeben oder seinen Besitz verkünden sollten, das wollte ihnen nicht in den Sinn. Jeder grub in Hütte oder Viehkral ein, was ihm zugefallen war, und wartete auf die Gelegenheit, wenn er in einem Kampfe gewiß gewinnen wollte, wann ihm eine unfruchtbare Frau ein Kind tragen sollte, wann er sich und sein Vieh vor Seuche retten mußte, und wann sonst echte Zauberkunst nötig sei. Danach sängen hier und dort Leute zu sterben an. Manche rollten sich unter furchtbaren Qualen. Manche wurden nur sehr krank. Viele übermannte ein böser Geist in solcher Weise, daß sie Tag und Nacht fortwährend ohne Unterlaß und bis zur völligen Erschöpfung ihre Notdurft verrichten mußten. Anderer Leib wurde ganz verschlossen. Andere spien stöhnend stundenlang aus dem Magen heraus. Den Schuldigen, der dies alles verursachte, konnte man nicht entdecken, weil es verboten war, auf wirksame Weise nach Hexenmeistern und Hexen zu suchen.

Aber ein Zufall brachte die Sache ans Licht. Als um den Besitz Lyumbus in einem Kampfe gerungen werden sollte, gab ein Großmann seinem Sohne, den er als Sieger zu sehen wünschte, aus einer der verborgenen blauen Flaschen zu trinken. Der Bursch leerte sie auf einen Zug und war kurz danach tot. Da sagte der Großmann in seinem bitteren Schmerze die Wahrheit. Umlanjeni, der Priester, reimte sich alles sehr schnell zusammen. Er erklärte vor Sandili: „Die Weißen haben diesen Wagen mit Zaubermitteln in das

Land geschleppt, damit ihr Zauber die Leute auffrisht.“ Fast alle brachten die verborgenen Schachteln und Flaschen zu ihm. Umlanjeni ließ sie auslaufen und zerstörte sie unter allen möglichen Feierlichkeiten. Das seltsame Sterben hörte auf, und manch einer begann zu glauben, Umlanjeni sei ein großer Prophet und habe durch das große Erdbeben unerhörte Kraft erhalten, und sein Name wurde überall genannt. Um sein Ansehen zu erhöhen, ließ Sandili eine Gesandtschaft, bestehend aus lauter vornehmen Ratsmännern, zu Umlanjeni reisen, die mußten ihn, als er mitten im Wasser des Reiskamaflusses stand und seine Pfeife rauchte, mit Flintenschüssen begrüßen. Umlanjeni sandte Botschaft zurück zu Sandili: „Ich habe ein Mittel gefunden gegen die Kugeln der Weißen.“ Auch das wurde bald erzählt in allen Stämmen: „Umlanjeni der Prophet hat ein Mittel gefunden, das Kugelfest macht.“ Selbst die Missionare hörten davon.

Durch das viele Gerede über Tyumbu und den Streit darüber, ob Ndambes Grab geschändet worden sei, wie die meisten behaupteten, kam es dahin, daß verschiedene Häuptlinge und Großleute sie zum Weibe begehrten. Es schien sehr schwer, die Angelegenheit so zu erledigen, daß niemand beleidigt werde. Plötzlich tauchte von irgendwo der Vorschlag auf: Im Kampfe, Mann gegen Mann, solle das Recht auf die Hochzeit mit Tyumbu errungen werden. Wahrscheinlich hatte ein Händler, halb spaßend, einem farbigen Käufer den Gedanken eingeblasen. Der Vorschlag gefiel allen sehr gut. Es wurde ausgemacht, die Lust empfinden, sollten ihren besten Kämpfer bestimmen. Die Kämpfer sollten sich einüben und dann am Gonubie den Kampf ausfechten.

Damals ging es den langgewachsenen Männern schlecht. Die Häuptlinge suchten sich hochwüchsige Krieger aus. Sobald sie fanden, ein anderer sei noch größer, ließen sie dem Manne der ersten Wahl Prügel verabreichen. Am schlechtesten fuhr der Riese Koji. Koji galt unter allen Kosakaffern als der längste. Sein Häuptling war der engköpfige grausame Kaimpi. Kaimpi prahlte gerne mit diesem Krieger. Er gedachte, durch ihn Tyumbu zu erwerben. Koji mußte täglich an anderen Kriegern des Stammes seine Stärke erproben, und alle zogen den kürzeren. Da sandte ein anderer Unterhäuptling zu Kaimpi, er habe einen noch größeren Mann namens Kanoke entdeckt, und wenn Kaimpi dreißig Ochsen zahlen wolle, sei Kanoke bereit, für ihn zu kämpfen. Kaimpi belachte die Botschaft. Als sie aber mehrfach wiederholt und bestätigt wurde, ärgerte er sich und ließ Kanoke kommen. Beide Männer wurden gemessen. Wirklich übertraf der Fremde den Riesen Koji um ein ganz geringes an Länge. In der Wut schlug Kaimpi auf Koji los, bis sich der Riese kaum mehr bewegen konnte. Dabei schrie der engköpfige Häuptling: „Gehe nach Hause du und wachse! Gehe nach Hause und wachse!“ Koji verlor auf solche Weise seinen Ruhm und erntete weit und breit Spott.

Die Soldaten in Fort Waterloo hörten auf Umwegen von dem bevorstehenden Wettkampfe. Sie hätten das Turnier gern mitangesehen, doch

hielt sie ihr Befehlshaber zurück. Es verloren auch bei dem Wettkampfe, weil die Aufregung groß wurde, eine ganze Reihe Männer ihr Leben. In der Nacht zerstreuten sich alle Teilnehmer schnell, vielleicht fürchteten sie, es könnte den Weißen einfallen, die Toten zu rächen. Bei den Stämmen wurde berichtet, ein Unbekannter habe gesiegt und Tymbu gewonnen. Der Unbekannte sei Pampaniso gewesen, der Geächtete von den Bergen der Dunkelheit. Dieser Bericht wurde auch zu Sandili gebracht. Wirklich blieb Tymbu fortan verschwunden.

Im Frühling nach dem Frieden war der Gouverneur von Kapstadt aus wieder in King Williams Town erschienen, um nachzusehen, wie alles stünde. Der Bischof reiste mit ihm, er legte den Grundstein zu zwei Gotteshäusern in der neuen Stadt und kündigte das Kommen von Missionaren der Hochkirche an und redete nach englischer Art, als habe es bisher noch keine Mission im ganzen Lande gegeben. Alles schien sehr gut. Der Gouverneur fragte Sandili, den angesehensten unter den anwesenden Häuptlingen, ob er etwas zu sagen habe. Sandili forderte seinen Bruder Makoma auf, zu antworten. Der Gouverneur verlangte: „Ich habe dich gefragt, Sandili, und nicht Makoma.“ Sandili, der in der Mitte des Kreises saß und ruhig seinen Tabak schmauchte, reichte langsam die Pfeife über die Schulter einem seiner Räte zu, stand dann auf und redete den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich habe nichts zu sagen. Wir freuen uns, dich wohl zu sehen. Wir wünschen dir Glück zum Gelingen deines Krieges gegen die Buren. Wir freuen uns alle. Es tut uns leid, daß Kveli nicht gekommen ist. Aber du sollst wissen, daß Kveli und ich und alles Volk dir mit einem Munde Freundliches wünschen.“

Kveli, der König, kam dennoch zu Pferde von jenseits des Kei. Er traf den Gouverneur nicht mehr, er galoppierte ihm eine weite Strecke nach und redete auch herzlich. Die Händler fragten: „Warum wagt sich der Fuchs so weit von seinem Bau?“ Die Missionare sagten: „Er hat einsehen gelernt, daß er mit uns nicht spielen darf nach seinen Launen!“ Die Händler sagten: „Wenn nichts anderes, will er Schnaps.“ Die Grenzfarmer, die der Gouverneur unterwegs traf, beklagten sich bei ihm ebensowenig wie die Häuptlinge. Nur die Siedler in den neuen Dörfern im Tymbietale beschwerten sich, daß es zu langsam ginge mit der Vermessung ihres Landes, und daß das Saatkorn, das doch in die Erde müsse, ausbleibe, und daß es ihnen an Frauen fehle, und daß sie von Krankheiten heimgesucht würden. Es fiel ihnen schwer, nach der langen Soldatenzeit Bauern zu spielen in einem Wildlande, und der billige Branntwein wurde in Massen den Tymbiedörfern zugefahren.

Als der Gouverneur aus dem Lande war und anscheinend noch einige Besatzungen verringert wurden, verkündete der Priester Umlanjeni dem Oberhäuptling Sandili von neuem: „Ich habe das Mittel, daß die Kugeln der Weißen nicht verwunden, und ich habe noch einen anderen Zauber gefunden; wer ihn trägt, dem folgt alles fremde Vieh nach, wohin er es bringen will.“ Sandili erwiderte: „Schweige noch!“

Die Ernten von den nachlässigen Mais- und Hirseflecken waren in den nächsten zwei Jahren an vielen Stellen über die Maßen groß, und die Kaffern stopften in die tiefen Korngruben, was sie halten konnten. Auch das Vieh zeigte sich unendlich fruchtbar. Tausende von glänzenden Kindern grasten auf dem Feldt. Keine Seuche schlich in die Herden, und die Regen kamen und gingen zur rechten Zeit. Niemand dachte mehr daran, sich von Feldtkost oder gar von Mimosenwurzeln zu nähren. Die Kinder hatten immer runde Bäuche. Saure Milch gab es so viel, daß der Inhalt der Milchsäcke zuweilen fortgeschüttet werden mußte, denn man konnte nicht alles verzehren. Durch das Wohlleben wurden alle Menschen freier. Es sagte jeder leicht seine Meinung wie beim Trunke, und Kaffernbier wurde auch überall in weiten Schüsseln gebraut. Was jeder meinte und alle be-redeten, war: „Wir sind verzaubert.“ Als die englischen und deutschen und schottischen Missionare dies hörten durch ihre eingeborenen Christen und Schüler, sprachen sie dagegen bei den Besuchen in Hütten und Dörfern. „Wie könnt Ihr verzaubert sein?“ Sie empfingen zuweilen gleich, zuweilen nach ein paar höflichen Ausflüchten immer dieselbe Antwort: „Wir sind verhezt, weil die Hexenmeister und Hexen nicht mehr gefangen und bestraft werden dürfen.“ Die Sprecher glaubten an ihre eigenen Worte, selbst wenn sie und ihre Sippschaft unter dem alten Aberwitz früher hatten leiden müssen. Sie sagten dann: „Dies wissen wir nicht. Wir haben nicht gezaubert. Vielleicht hat ein anderer uns behezt, daß wir als Hexenmeister erschienen. Aber jetzt ist das ganze Volk behezt, weil niemand mehr den wirklichen Zauberern wehrt.“

Umlanjeni prophezeite: „Großes wird geschehen durch die Geister, damit der Zauber aufhört.“ Wenn die Missionare die Dörfer verließen, bestätigten es sich alle Männer; „Großes wird geschehen.“ Manche sagten: „Die Lehrer behaupten, sie seien von Gott gesandt, Umlanjeni behauptet das gleiche. Warum soll Umlanjeni nicht recht haben?“

IV.

Als Kropf zwei Jahre lang in Bethel gearbeitet und gelehrt hatte und der Friede sicher erschien, wurde ihm seine Braut, eine Lehrerstochter aus der Mark, nachgesandt. Die Schiffe segelten nur selten bis zu dem neuen Hafenorte East London an der Mündung des Büffelsflusses, wo es noch keine Häuser und nur das Fort Glamorgan gab. Deshalb mußte er wieder die weite Reise nach Port Elisabeth machen, um sie in Empfang zu nehmen. Die letzte Strecke war er dem Wagen voraus, so kam es, daß der Trauungsmorgen früher erschien, als sein Gepäck zur Stelle war. Da wurde er in seinem Wanderanzug in der englischen Kirche getraut in einem weißen Beinkleide und ein paar gelben alten Handschuhen, die der englische Geistliche geliehen hatte. Der Rock hatte gar keine Farbe mehr. Für die junge Frau war die Fahrt in ihre neue Heimat hinein leichter als damals für die beiden Brüder die gleiche Reise. Kropf konnte ihr alles begreiflich und heimlich

machen. Dazu hatte er die Sprachen des Landes schon gebrauchen gelernt. Aber sie wurde überhaupt durch das Neue weniger verwirrt, weil sie, wie viele Frauen und besonders die Frauen ihres Lebenskreises, ganz überzeugt war, daß das Unverständliche an fremden Menschen und Dingen nicht viel Wert sein könne.

Am dem Abend des Tages, an dem sie durch den Keiskama gefahren waren und Kropf grade am Feuer erklärte: „Das ist nun dein erstes Mahl im Kaffernlande!“ tauchte nach den mondlosen Nächten die feine glänzende Sichel des Neumondes über dem Horizonte auf. Kropf merkte es gleich. Die junge Frau war nicht gewohnt, schnell auf die Vorgänge in der Natur zu achten. Alle Kaffern, es hatten sich etliche Wanderer zu den Wagen geschlagen, sprangen auf und riefen vergnügt: „Halala! La lala! Hohi!“ Die junge Frau fragte: „Was bedeutet dies? Was wollen sie? Gilt es Freunden von ihnen?“ Der Mann lächelte: „Sie grüßen dich an deinem ersten Abend in ihrem Lande.“ Als sie ein ungläubiges Gesicht machte, fragte er: „Siehst du nicht, dort? Da ist der junge Mond. In Südafrika steht er auf dem Kopfe. Sie freuen sich, daß sie ihn wiedersehen, und daß die nächtlichen Pfade wieder heller werden!“ Die junge Frau sagte: „Gehört das nicht auch zu ihrem Aberglauben?“ Kropf antwortete: „Dies ist keine schlechte Freude.“

Als sie ein oder zwei Tage weiter waren, abseits von der üblichen Straße, deuteten die wandernden Kaffern auf Wohnplätze und sagten: „An diesem Orte ist Sandili zu treffen.“ Kropfs Absicht war, dem Oberhäuptling zu begegnen. Er verließ den Wagen und schritt auf die Hütten und Krale zu. Sandili saß vor einer Hütte. Seine Gedanken schienen mit einer wichtigen Sache beschäftigt. Er war sehr einsilbig. Kropf sah, daß der Häuptling und die Gefolgsleute die offene Türe der Hütte nicht aus dem Auge ließen. Kropf sagte: „Ich wollte mit dir besonders reden, o Häuptling.“ Sandili erwiderte: „Ist es etwas vom Gouverneur? — Du bist doch ein Lehrer. Ich kann dich jetzt nicht in mein Haus hineinnehmen.“ Kropf fragte: „Was ist in deiner Hütte?“ Sandili antwortete abgewandt: „Eine Schlange.“ Kropf lachte: „Eine Schlange? Ihr seid doch viele Männer und habt Stöcke und Affegais. Soll ich hineingehen und die Schlange für euch totschlagen?“ Da rückten einige Gefolgsleute zwischen Kropf und den Eingang, und er hörte sie murmeln: „Ehla, ehla“, und er verstand, daß sie ihm den Eintritt wehren wollten.

Nach einer Weile sagte Sandili: „Vielleicht ist es eine gewöhnliche Schlange, vielleicht ist es keine gewöhnliche Schlange!“ „Was sollte es denn anders sein?“ fragte Kropf. Sandili wartete wieder, danach antwortete er: „Vielleicht ist es der Geist eines meiner Väter, und er besucht mich und mein Haus in dieser grünen Schlange.“ Die Gefolgsleute murmelten ehrerbietig: „Vielleicht ist der Geist eines großen Häuptlings aus dem Karabestamme in dieser Schlange mit den schwarzen Flecken.“ Kropf wurde eifrig: „Worauf wartet ihr nun?“ „Wir warten, bis es ihm gefallen mag, das Haus zu verlassen“, sagte ein junger Mann mit den Abzeichen eines Priesters.

Das war Umlanjeni. Kropf stand auf und sagte: „Warum glaubst du nun dies alles, Sandili?“ Sandili antwortete: „Warum glaubst du deinen Glauben? Es ist meine Art.“ Da grüßte Kropf und ging zu seinem Wagen zurück. Seiner jungen Frau erzählte er: „Bei uns um Bethel bauen sie schon alle viereckige Hütten; wir haben es die gelehrt, die Christen geworden sind. Du wirst es sehen.“ Und sie zogen weiter.

Bald fiel es den Händlern auf, daß zwischen den Gaikas und Fingos Hochzeiten gefeiert wurden, und das ist, wie wenn Feuer und Wasser heiraten. Auch zwischen den braunen Hottentotten, denen die Regierung Land an der Grenze gegeben hatte, und den Gaikas spann sich eine seltsame Freundschaft an. Über Umlanjenis Prophezeiungen wußte jeder Händler und jeder Missionar zu berichten. Der Priester verkündigte damals: „Wenn Kugeln fliegen, werde ich sie zu Wasser machen.“ Es wurde eine Zeit der wilden Gerüchte. Heute hieß es in King Williams Town: „Vom Felsen der Zauberer am Nahoon haben die Niggers wieder einen heruntergestürzt, der der Zauberei angeklagt war“, aber es erwies sich als unwahr. Am nächsten Tage wurde von einer geheimen Zauberverhandlung mit vielen scheußlichen Einzelheiten in größerer Ferne berichtet. Es hieß auch, Sandili habe eine Friedensbotschaft zu Pambaniso dem Geächteten in die Amatolas gesandt und habe ihn gebeten, zurückzukehren zu den Kriegern, er solle geschützt und hoch in Ehren gehalten werden. Es hieß, die Ansiedler in den vier Dörfern im Tyumietal hätten ein Häuptlingsgrab geschändet, sie hätten ein Geschirr darauf zerschlagen. Es hieß, Sandili kümmere sich überhaupt nicht mehr um die Abmachungen und strafe unter Umlanjenis Einfluß jeden, der ihm nicht gefalle, für irgendwelche eingebildete Verbrechen. Am nüchternsten blieben die Berichte der Befehlshaber der Forts. Sie bestätigten, daß um Sandili allerdings Unrichtiges vorzugehen scheine, und daß an der Tyumie irgend etwas Störendes geschehen sei, aber sie zeigten keinerlei Besorgnis. Sie waren englische Offiziere. Sie kannten das Land fast alle nicht. Die Kaffern hüteten sich, ihnen vorzeitig unhöflich zu begegnen, sondern taten sehr ergeben.

Der Kommissar Maclean ließ dennoch Umlanjeni zum Verhör fordern. Als Umlanjeni nicht kam, wurde seine Hütte verbrannt. Seine Anhänger erklärten indessen bestimmt: Das Haus habe trotz allen Versuchen nicht Feuer gefangen, man hätte es abbrechen müssen. Alle Kaffern glaubten es. Die Befehlshaber der Forts unterbrachen danach Umlanjenis Versammlungen nicht mehr, sie meinten, es seien lächerliche unschädliche Narrenteibinge, und sie ließen ihn gewähren.

Im Winter liefen aus der Kolonie plötzlich und in Scharen die Kaffernarbeiter fort. Wo sie an der Herrschaft hingen, sagten sie: „Baas oder Sir oder Inkosi, der Vater oder die Mutter oder der Bruder oder die Schwester ist gestorben. Ich muß nach Haus. Dies ist wirklich wahr.“ Sie baten so lange immer unter der gleichen Beteuerung, bis man sie ablöhte und gehen

ließ. Wo man ihnen Schwierigkeiten machte und das Verhältnis vorher schon gespannt war, zeigte sich ihre Schlafstelle leer am Morgen. Durch eine kleine Mitnahme hatten sie sich bezahlt gemacht. Hier und dort ließen sie auch Lohn und Eigentum einfach im Stiche. Fast gleichzeitig mit dieser Abwanderung machten sich Viehdiebstähle bemerkbar, und dann wurde ein Polizeihauptmann, als er belästigten Holzfällern zu Hilfe ritt, von dem Unterhäuptling Tsolekili mit Waffen angegriffen.

Die Kolonisten schlugen sofort Alarm in Kapstadt. Der Gouverneur ärgerte sich über diesen Lärm um Nichts. Doch ging er nach King Williams Town und ließ alle Häuptlinge zu einer Besprechung dorthin einladen. Es kamen verschiedene Unterhäuptlinge und Ratsleute. Von den großen Häuptlingen kam kein einziger, und der Oberhäuptling Sandili sandte nicht einmal eine Entschuldigung. Das Land schien trotzdem ruhig, und die Unterhäuptlinge und die Missionare und die Ratgeber der Regierung redeten alle von dauerndem Frieden. Da meinte der Gouverneur, es sei nur Sandilis Raftlosigkeit schuld an den aufregenden Gerüchten, und er setzte Sandili ab und ernannte den Sohn des Missionars Brownlee, einen weißen Mann, zum Oberhäuptling der Gaikas. Viele hielten dies für einen guten Plan, denn Brownlee war im Kaffernlande geboren und war groß und stark, und die Gaikas sagten, er sei einer von ihnen. Es wurde nämlich immerfort jahraus, jahrein erzählt in allen Hütten: Brownlees Mutter sei solange unfruchtbar gewesen, bis ein Gaikapriester ihr ein Zaubermittel zu tragen gegeben habe, geflochten aus den Schwanzhaaren einer Färs, danach sei dieser Sohn von ihr geboren worden, und deshalb sei er, obgleich von weißer Farbe, wahrhaftig ein Kaffer. Die Händler sagten: „Brownlee hat Einfluß unter ihnen, aber der Gouverneur kann keinen Häuptling ernennen, auch wenn einige Häuptlinge zustimmen.“ Der Gouverneur wartete noch einige Tage in King Williams Town. Es geschah nichts, es geschah auch nichts in den nächsten Wochen. Nur die Gerüchte hörten nicht auf. Und die schwarzen Arbeiter wanderten nicht in die Kolonie zurück. Und an der Grenze der Kolonie wurde etwas mehr Vieh geraubt.

Niemand erfuhr je, was den Gouverneur, kaum daß er in der fernen Kapstadt angekommen war, veranlaßte, so hastig wieder umzukehren, und was er aufbringen konnte an Truppen, in der Richtung des Kaffernlandes in Bewegung zu setzen. Vielleicht waren sehr ernste Nachrichten Brownlees ihm nachgeeilte. Der Stellvertreter in King Williams Town und alle Offiziere im Lande waren erstaunt, als es hieß: „Der Gouverneur kommt noch einmal!“ Sie erwarteten noch immer nichts Böses.

Auf Befehl des Gouverneurs wurden von neuem alle Häuptlinge den vierten Tag vor Weihnachten nach einer Missionsstation unfern vom Grabe von Sandilis Vater, Gaika, zu einer Versammlung eingeladen. Zu Sandili wurde ein besonderer Bote entsandt mit einem Briefe, in dem stand: „Ich muß mit dir sprechen, Sandili. Du sollst frei kommen und frei ziehen. Niemand wird dir etwas zufügen. Aber ich muß mit dir sprechen.“

Sehr viele Häuptlinge erschienen am bestimmten Tage an der bestimmten Stelle. Sandili fehlte, er hatte sich in den Amatolas verborgen. Für ihn kam sein Bruder Makoma, der als Säufer bekannt war. Die Kantine in Fort Beaufort, in der er sich früher Tag für Tag aufhielt, hatte er auf einmal gemieden.

Der Gouverneur rief den Versammelten entgegen: „Wo ist Sandili?“ Makoma, Sandilis Bruder, antwortete lallend: „Sandili ist fort. Er fürchtet sich, dem großen weißen Häuptling zu begegnen. Er hat gehört, daß der große weiße Häuptling ihm böse ist.“ Der Gouverneur sagte: „Wer nichts getan hat, braucht nichts zu fürchten. Was hat Sandili begangen, daß er sich ängstigt? — Geht und schafft Sandili her!“ Makoma sprach wie vorher: „Wir können nicht hinlaufen und den Häuptling herschleppen. Der Häuptling ist dein Kind, und er fürchtet dich wie ein Kind den Vater.“ Da begann der Gouverneur eine Strafrede: „Das sind faule Fische. Was habt ihr alles versprochen?! Wie habt ihr euch immer herauszureden versucht! Was soll ich mit euch machen?“ Plötzlich unterbrach ihn Makoma und grölte: „Sandili kommt doch nicht!“ Einen Augenblick war Stille. Der Gouverneur wurde ganz rot im Gesichte, er versuchte, seinen Zorn zu verschlucken. Er sah Makoma vom Pferde herunter scharf an und sagte: „Rede, wenn ich dich frage! — Du bist ja betrunken, du!“ Makoma gab zurück: „Du schwägest, als wenn du selbst betrunken wärest.“ Da hob sich der Gouverneur in den Bügeln und rief: „Gut denn, ich werde Sandili suchen und finden und werde ihn strafen.“

Neben des Gouverneurs Pferd stand Dota, ein alter Ratsmann Sandilis. Als der Gouverneur fortreiten wollte, faßte er dem Pferde an den Zügel und rief, den Gouverneur finster anblickend, so laut wie jener zuvor: „Höre du, wenn du Sandili fangen willst, so ziehe mit Vorsicht. Auf diesem Wege gibt es Hunde, die bellen und beißen.“

Am Abend der Versammlung wurden die Gipfel im ganzen Lande bis an den Kai und über den Kai hell von Feuerzeichen. Nur an der Küste blieb es dunkel, wo Patos Stamm und unter Dufekanis Söhnen und Umhalor die Ndlambestämme saßen, die im letzten Kriege am schwersten geblutet hatten. Hinter dem Lichtschein drein flog, wie ein schneller Raubvogel, die Kunde: „Der Gouverneur hat gesagt, er will den Oberhäuptling totschiagen und alle Ratsleute verjagen wie fremde Hunde.“

Wer von schwarzen, heidnischen Männern die Feuerzeichen sah, grüßte sie: „Halala, La lala, Hoho“, wie den neuen Mond, der wieder helle Wege verspricht. Sie glaubten alle durch Umlanjeni den Propheten zu wissen, daß ihnen nichts Böses geschehen werde.

Der Gouverneur aber hoffte, er könnte ohne Kampf durch Einschüchterung den Tag dennoch gewinnen. An Stelle Brownlees und auf dessen Rat setzte er die alte häßliche Cutu, Gaikas Wittfrau, als Regentin ein. Am 24. Dezember bei Morgengrauen ließ er 850 Soldaten mit ungeladenen Gewehren in den Gebirgsbusch ziehen, auf der Suche nach Sandili und dessen Bruder Anta.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Rundschau

Goetheana

Wir wissen lange von einem Skizzenbuche Goethes, das er der Prinzessin Caroline von Weimar verehrt hatte. Allein es war nicht aufzutreiben, trotz aller Bemühungen, die sich Hans Wahl, der sorgsame Direktor des Goethehauses und -archivs, gab.

Nun erzählt man sich: Wahl geht in einen Zigarrenladen, den er sonst nie betritt, um sich Rauchware zu holen. Zwei Herren sind an dem gleichen Geschäft. Der eine fragt: „Saach ämal, was is'n nu aus Garla sein'n Schgizzenbuch von Goeden geworden?“ — Der andere Herr weiß es nicht, aber Wahl horcht auf. Nach höflicher Erkundigung erfährt er, daß besagter Herr Garl da und da einem Skat obliegt. Gesagt, getan — eilenden Fußes springt Wahl jener Gaststätte zu, wo Herr Garl seiner Lust fröhnt. Er stellt sich dem als Garl bezeichnuten vor, erhält die Antwort: „Tu worden Gämal, ich hawe gerade ä scheenes Schbiel.“ Worauf Wahl wartet. Worauf nach fröhlichem Gelächter des siegreichen Garl derselbe ein Buch unter dem Tisch hervorholt. (Hier scheint dem Referenten die Legende denn doch etwas allzukühn zu phantasieren.) Gleichviel, das Trostbüchlein war auf einmal da, das langgesuchte. Der Weg, den diese Kostbarkeit vom bösen Jenaer Oktober 1806 in fünfviertel Jahrhunderten bis zum Goethehaus genommen hat, ist auch gespenstisch. Eine junge Dame eilte an das Sterbebett Carolinens, erhielt zum Dank für die Pflege das kostbare Stück von dem Witwer. Später verarmte sie, wohnte bei bescheidenen Leuten, denen sie ihre Habe hinterließ, die freilich wertvoller war, als die braven Menschen annehmen konnten.

Jetzt also ruht das kleine grünebundene Büchlein wohlbehütet in einer Vitrine des neuen Goethemuseums, und Anton Rippenberg — selbstverständlich — legt es in einem entzückenden Faksimile-

druck allen Freunden Goethes vor. Diesmal ist es rot gebunden, was sehr gut ist, denn sonst könnte ein Schwindler es für das Original verkaufen, wenn er vorher Wahls liebenswürdiges Nachwort herausgelöst hat. Goethe, so berichtet Wahl, hat das Buch, ein Studentenstammbuch, wie er selbst in einem Nachlaßgedicht erzählt, in Jena gekauft, an demselben Tage, an dem er mit dem Prinzen Louis Ferdinand, eine Woche vor dessen Tode bei Saalfeld, gesprochen hatte. Der alte Seher sah wohl voraus, was kommen würde, zum Arbeiten war die Zeit nicht angetan, und so beschloß er, mit dem Pinsel zu dichten. Das Werk hat sich dann bis 1807 hingezogen, in welchem Jahre er es der verehrten Tochter seines Fürsten endlich überreichte. (Für Psychoanalytiker sei bemerkt, daß er die Widmung zunächst Goethe unterschrieb und das t nachträglich unsicher einquerschte.)

Wir sind gewohnt, über den Zeichner Goethe die Achseln zu zucken und mit freundlicher Nachsicht diesen seinen „Bemühungen“ lächelnd zuzuschauen. Es ist nichts törichter. Goethe wußte sehr wohl, daß er kein Maler war. Ein Bild gibt es nicht von ihm. Aber mit Bleistift, Feder und Pinsel wußte er sehr wohl umzugehen. Nicht nur das: er gehört zu den besten Zeichnern seiner Zeit. Niemand wird so töricht sein, zu behaupten, daß nun alles in diesem über dreitausend Blätter zählenden *œuvre* von letzter Meisterschaft sei. Auch das Trostbüchlein läßt das weniger Gelungene flug weg. Man mache sich den Spaß und zeige einem Kunstfreund diese Aquarelle, ohne den Künstler zu nennen. Da hört man Namen wie Kottmann, ein allerdings nicht sehr kunsthistorisch geschulter Mann nannte Caspar David. So hoch versteigen sich diese Bilder unsrer Meinung nach nicht. Aber wie wundervoll, fast an japanische Blätter erinnernd, sind einzelne dieser sicheren Pinselstriche! Es fehlt auch nicht an romantisierenden Arabesken. Ein

Aquädnkt wird von einem Namen Amalie getragen, ein A und ein E fehlen nicht. (Caroline hatte die alte Herzoginmutter auf der Flucht vor den Franzosen begleitet.) Man nenne nur vor den andern Blättern einen andern deutschen Zeichner, der gleiches vermochte, er greife denn nach Männern wie Kunge.

Abgesehen von dem rein künstlerischen Genuß ist dieses Buch ungewöhnlich wichtig für Goethes Sehen. Die Zeitschrift für Bibliophilen hat einmal eine Zeichnung Goethes nach dem großen Peter-Vischer-Grabmal in Magdeburg gebracht und daneben eine Photographie dieses Meisterstücks. Aus einem Werk spätester Hochgotik machte der weimarische Geheimrat in der Erinnerung eine rein klassizistische Plastik. So auch im Trostbüchlein. Man kann es nicht besser ausdrücken, als es ein „gebildeter Laie“ tat: „Wenn Goethe eine Saalelandschaft zeichnet, so ist sie zwar deutsch, aber sie liegt doch auf Sizilien.“ Dem denkt nach. Das ganze Problem Goethe reißt sich hoch in diesem lieben, schönen und unentbehrlichen Trostbüchlein.



Die Ortsgruppe Berlin stiftete der Muttergesellschaft in Weimar ein kleines Heftchen „Aus der Frühzeit der Goethe-Forschung“. Es ist die letzte Arbeit Florens von Biedermann, der diesen Vortrag in der Gesellschaft für deutsche Literatur halten wollte. Er sollte nicht mehr dazu kommen. So dankbar und wehmütig halten wir das Büchlein in Händen. Es enthält Stellen aus den Briefen Gustavs von Loeper an Wolde-
mar von Biedermann. Leider sind die Gegenbriefe des Empfängers verlorengegangen. Trotzdem bleiben diese Dokumente von unbeschreiblichem Reiz. Der Preuße Loeper, dieser höchst verdienstvolle Goetheforscher und Enthusiast, tritt herrlich in Erscheinung. Der Gelehrte spricht, aber auch der Kenner der Seelen. Mit der liebenswürdigsten Schnoddrigkeit geht er den Dingen auf den Grund. Wenn er etwa das Verhältnis zur Frau von Stein unter Hinweis auf die Römischen Elegien als ein durchaus platonisches hinstellt, und nicht nur das, sondern be-

weist, staunen wir lächelnd über soviel gesunden Blick. Oder er hat Angst vor den Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler von Müller. Dann aber, als er das Buch liest, jubelt er auf und rät dem Freund mit einer berauschenden Leidenschaftlichkeit, wann und wo es auch sei, sofort das Werk zu lesen, und überrennt Eckermann. (Was das für das Ende der siebziger Jahre bedeutet, vermag der Kenner zu ermessen.) An Späßen fehlt es nicht, wenn Biedermann von einem Freiherrn Byron spricht, redet ihn Loepen mit Lord Biedermann an. Leider ist eine bezeichnende Stelle über die seltsame und peinliche Konstellation Carl August-Jagemann-Strohmayer weggelassen worden.

Was aber diese Brieffragmente Loepers dem rein sachmännisch Historischen enthebt, ist die Tatsache, daß hier ein Mann spricht, der in Demut sich vor Goethe bengt, der aber, ohne üble Schnüfselei, Menschliches menschlich zu sehen, sich nicht im mindesten scheut. Es ist ein Beweis für den Weitblick der Großherzogin Sophie, daß sie diesen Mann heranzog, als sie daranging, das Goetheerbe fruchtbar zu machen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Geist Loepers in der Goethegemeinde wieder lebendig würde. Erst wenn wir mit der Härte dieses Goethegelehrten an das größte Kunstwerk Johann Wolfgang herangehen, ohne uns ästhetisierend, moralisierend oder gar empfindsam zu verzetteln, dann erst wird er in die Erscheinung treten, deren wir so dringend bedürfen und deren wir sehnsüchtig harren.

Das Heft ist in wenigen Exemplaren noch zu dem Spottpreis von 1 RM. zu haben. Jedem Goethefreunde sei es herzlich empfohlen, weil es mehr ist, als nur eine heitere Arabeske zur Goetheforschung.

Wolfgang Goetz.

Rechenchaften

Dichter haben die Angewohnheit, nach einer gewissen Lebensspanne, nach langen Jahren des Kampfes und der Erfahrung, sich selbst und ihrer Gemeinde Rechenchaft über das eigene Tun und

Lassen abzugeben. Voraussetzung für das Gelingen einer solchen Arbeit ist, daß sie von innen her erwächst und unaufgefordert erblüht.

Wilhelm von Scholz nennt seine Erinnerungen einer Jugend „Berlin und Bodensee“ (P. List, Leipzig). Mit großer Gewissenhaftigkeit geht Scholz diesem Rückblick zu Leibe, läßt sich genauer über die Vorfahren aus, gibt ein Bild von der Kinderzeit, in der die Mutter eine besondere Rolle spielte, zeigt das Milieu des bismarckschen Ministers von Scholz, dessen Amtsreich und seine Zeitgenossen. Der zweite Teil des Buches bringt interessante Episoden der Gymnasialzeit zu Berlin, und der dritte Teil wechselt dann nach dem Süden Deutschlands über. Die Berliner Zeit entrollt ein klares kulturelles Bild der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wer über die Kulturgeschichte Berlins arbeiten will, wird in diesem Berichtbuch des Dichters Scholz so manches interessante Streifbild einer vergangenen, in ihrer Art großen Epoche Berlins finden. Von literarischer Bedeutung ist besonders das Schlußkapitel „Das Zeitalter.“ Wilhelm von Scholz schlägt den Bogen von Berlin zur Landschaft des Bodensees. Er gibt einen Bericht seines Jugenderlebens, dem man sich nicht verschließen kann. — Freilichgeschlossener, abgerundeter ist Walter von Molo's „Der kleine Held“ (Holle u. Co., Berlin. Leinen 6,50 RM.) Die ganze Tragödie des österreichischen Reiches wird in diesem biographischen Roman deutlich. Der Sohn wächst aus dem ständigen Streit der Familie heraus und findet den Weg zum eigenen Leben. Es ist ein sehr kluger, abwägender Lebensbericht, in manchem vielleicht zu klug, zu artistisch, aber das kommt der Zeit, in der dieses Geschehen abrollt, nur recht, denn sie kennzeichnet der Verfasser damit treffend. Was wir von Molo schon seit langem wissen, kommt auch hier stark und klar zum Durchbruch: seine früher schon bezugte Anhänglichkeit an den großdeutschen Gedanken! — Ein Buch, das in seiner Art sehr ehrlich ist. — Weniger mitgehen kann man mit Heinrich Hausers

„Kampf“ (Eugen Diederichs, Jena-Leinen 4,80 RM.), Geschichte einer Jugend. Hausser gibt einen undichtersischen, reportageartigen Bericht seines bisherigen Lebens. Seine Art, zu referieren, ist sehr oberflächlich. Man vermißt fast überall die rechte Sinngebung. Wo sie geschieht, ist sie meist platt, nicht frei von Phrase. Das ist schade, denn an gewissen Ansätzen läßt sich Hausers echte Art immer wieder erkennen, aber sie dringt nicht durch. Man möchte vom Autor des vorzüglichen Romans „Brackwasser“ wieder einmal ein Werk sehen, das weniger schnell gewachsen ist als dieses Wort. Die Vorrede enthält, da der Verlag ihre Tatsächlichkeit dementiert hat, nichts, aber auch gar nichts Notwendiges und hätte besser fortbleiben sollen, so erregt sie nur unliebsames Aufsehen. — „Mut und Übermut“ heißt Heinrich Lersch's (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Leinen 4,80 RM.) neues Buch. Ein von der Mutter verwöhnter Sohn zieht hinaus und erlebt nun die merkwürdigsten Begegnungen auf seiner Walze mit Zippelbrüdern, Polizisten und anderen mehr und begegnet — dem Leben. Lersch hat eine so frische und ungezwungene Art zu erzählen, daß man ihm immer wieder folgt. Es ist etwas durchaus Volkhaftes in diesen Geschichten und das gibt ihnen lautere Wahrheit. Lersch hat mit seiner heiter-ungetrübten Art einmal mehr den Kern des Lebens getroffen. Ein volkstümliches Buch! — Aber „Hans Friedrich Blunck“ (Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft, Berlin) schreibt Christian Jenssen. Der Autor, der lange Zeit bei Blunck als Sekretär in früherer Zeit gewirkt hat, entwirft ein richtiges und klares Bild vom Leben und Schaffen Bluncks. Diese Biographie kommt gerade zu den Diskussionen um Blunck's „Große Fahrt“ recht und gibt den Mörglern Aufschluß über ihre Unduldsamkeit und Intoleranz. Wer Blunck kennt, weiß, wie exakt Jenssen gearbeitet hat. Wer Blunck nicht kennt, ihn kennenlernen will, dem wird dieses Buch unentbehrliches Hilfsmittel zu den Werken des Dichters.

Heinz Grothe

Neue bäuerliche Dichtung

Wir hatten im Juniheft der „Deutschen Rundschau“ auf die überaus starke Produktion an bäuerlichen Themen hingewiesen (vgl. „Die D-Bauer-Welle“). An dieser Stelle sei abermals auf einige Bücher gleicher Art die Aufmerksamkeit gerichtet. Dieses Mal jedoch ist die Ausrichtung wesentlich leichter und eindeutiger.

Josefa Berens-Zotenohl, im Sauerland beheimatet, legt ihren ersten Roman „Der Fembhof“ (Eugen Diedrichs, Jena. Leinen 5,40 RM.) vor. Der Roman spielt im 14. Jahrhundert im hohen Sauerland zwischen Arnberg und Menden. Es ist eine bewegte und rauhe Zeit, die die meisten Bauern schon sich irgendeinem Grafen, Fürsten oder Bischof als Lehnsmann hat verdingen lassen, und deren Steuern richten die Höfe zugrunde. Allein der Wulfsbauer hat sich auf dem Wulfsdorf, der später im Volksmunde der „Fembhof“ genannt wurde (diese Entwicklung ist das eigentliche Thema des Romans), vor derartigen Einflüssen durch seinen Fleiß, seine Tapferkeit und die seiner Vorfahren mit Sicherheit behauptet. Er hat keinen männlichen Erben mehr, und die einzige Tochter wird den Hof einstens übernehmen. Wie Vater und Tochter in ihrer Unbeugsamkeit gegeneinander kämpfen, die Tochter um den Mann, der Vater gegen den angeblichen Eindringling, das ist mit überzeugender dichterischer Kraft gestaltet worden. In diesem Roman ist nichts verschönt, die Menschen leben, wie sie müssen von Natur aus. Aus dieser naturbedingten Gegensätzlichkeit, dem willensstarken, unbeugsamen, ja eigenwilligen Menschen-schlag, ist der gewaltige tragische Konflikt von der Autorin entwickelt worden. Das Blut des Mannes kann aber der Vater trotz Feme und dadurch bedingter Sühne nicht ausstilgen, denn die Tochter hat von ihm einen Sohn. Diesem Roman von Treue und Willen, an dessen Ende trotz Tragik nicht der Tod, sondern neues Leben ist, läßt die erste größere Dichtung von Martin Raschke sich zur Seite stellen, der einstmals

die Dresdner literarische Zeitschrift „Die Kolonne“ herausgab und als Verfasser vieler Hörspiele einer breiteren Öffentlichkeit bekannter wurde. Martin Raschkes neues Buch „Der Erbe“ (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. Leinen) erzählt von der Sehnsucht eines jungen Mannes in der Fremde, der durch ein urplötzliches Erbe in die Lage versetzt wird, diesen Planungen nun tatsächlich nachzugehen. Er will das ererbte Haus der Väter nahe der böhmischen Grenze verkaufen und wird bei einem kurzen Aufenthalt in dem Dorf durch die verschiedensten Begebenheiten dazu bestimmt, seiner Wanderlust ein Ziel zu setzen und überhaupt ansässig zu werden. Der Weg ist immer wieder der gleiche. Wir alle gehen den Weg unserer Vorfahren und kehren immer wieder zu uns zurück, werden unserer Art nicht untren. Das ist unser Gesetz auf Erden. Der moralische Gewinn dieser Dichtung liegt darin, daß ein junger Mensch es lernt, auf unsicheres, prahlerisches Glück Verzicht zu leisten. Durch dieses Buch geht — der junge Autor kann sich keine bessere Empfehlung wünschen — der Atem A. Stifters. — Ein nicht weniger interessanter Autor ist Rudolf Kuhn, der einen Roman „Die Jostensippe“ (Eugen Rentsch, Zürich), der sich mit dem Schweizer Bauerntum auseinandersetzt, vorlegt. Es handelt sich hier um eine groß angelegte Chronik, die noch fortgesetzt werden soll. Die Josts, die ihre Sippe bis 1180 zurückverfolgen können, haben sich ihr Bauerntum die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Auch die letzten Jost, obgleich es so scheint, als solle es nicht der Fall sein. Indessen über viele Irrwege, die den jungen Jörg Jost in vielerlei Versuchung führen, findet er den Weg zum Hofe des Vaters zurück, den er mit seinem Bruder teilt. Dieser Roman spielt in der Schweiz und muß aus dieser Welt verstanden werden. Der Kampf der Bauern gegen die Industrialisierung und Verarmung der Gemeinden, die Sittenlosigkeit der großen Städte und das echte, tiefe Wissen und Fühlen der Einheimischen um das Erbe der Väter, auch wenn die Wege manchmal absonderlich erscheinen, geben dem

Roman Gewicht. Diese Chronik zeigt für den benachbarten Beobachter vielerlei Merkmale einer Zeit, die wir bei uns überwunden haben. Deshalb ist der Roman für uns lehrreich und gibt einen deutlichen Einblick überdies in die Nöte und Kämpfe der Schweizer Bauern. — Waren die vorhergenannten drei Romane in ihren Auswirkungen als durchaus dichterisch anzusprechen, so ist das von Felicitas Rose „Der Mutterhof“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Berlin. Leinen 4,80 RM.) nicht ohne weiteres anzusagen, auch wenn dieser Roman im 125. Tausend vorliegt. Diese Behauptung wird noch kras unterstrichen durch die Tatsache, daß man diesem Halligroman 107 vorbildliche Kupfertiefdruckaufnahmen beigegeben hat, die mit verblüffender Echtheit die Halligen, ihre Menschen, ihre Arbeit und Feierstunden, ihr Leben darstellen. Hier wird die Kluft zwischen „Dichtung“ und „Leben“ deutlich. Nirgends ist sie mir bisher so klar geworden wie bei dieser Ausgabe, die sich selbst damit erschlägt. Denn die Dichtung wirkt nicht (sie ist saubere Unterhaltungsliteratur; daher auch die Auflagenhöhe!) in dieser Ausgabe, sondern den tiefen Eindruck von Landschaft und Menschen empfängt man durch die ausgezeichneten Photos. — Von dem Unterhaltungsroman zum Literaturroman ist kein allzu großer Schritt. Hans Fallada kommt uns mit seinem Roman „Wir hatten mal ein Kind“ (Rowohlt, Berlin. Leinen 5,50 RM.) literarisch. Um diesen Roman ist bekanntlich in der Kritik ein ziemlich heftiges Für und Wider ausgebrochen. Diese Diskussion kann uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Fallada, dem man zu Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn berechnete Erfolge glaubte voraussagen zu können, ist in der Folge mit seinen Werken auf ein recht fragwürdiges Niveau abgeglitten. Er hat mit diesem neuen Roman getreulich seine Marschroute innegehalten. Der über 500 Seiten starke Band handelt davon, wie zwei Frauen keine Kinder bekommen und wie zwei Ehen kaputt gehen und eine dritte mißlingt. Es ist ein völlig hoff-

nungsloses Buch, das den vorhandenen tragischen Grundkern nicht lösen und zu gläubigem Hoffen emporführen kann.

Heinz Grothe.

Geburt deutscher

Kunstbetrachtung

Mit viel Mut hat sich der junge Berliner Zeitungswissenschaftler Ernst Herbert Lehmann auf bisher unbetretenes Forschungsgebiet begeben, das er in seinem Buche „Die Anfänge der Kunstzeitschrift in Deutschland“ (Karl W. Hiersemann Verlag, Leipzig, 172 S., 16 Taf., Leinen 12 RM.) mit Glück, Erfolg und einer Fülle von neuartigen und reizvollen Ergebnissen durchstreift. Im Wege historischer Forschung und Schilderung ist es ihm gelungen, den gerade im Deutschland des 18. Jahrhunderts und seines neu erwachenden Geistes nicht leicht zu verfolgenden Einsatz der Kunstbetrachtung in der vorhandenen periodischen Publizistik aufzuzeigen. Lehmann beginnt mit der Zusammentragung der ersten Erwähnungen über die Lage und Bedeutung der bildenden Kunst in den verschiedenen Journalen, spürt der nur ganz allmählich notwendig werdenden Einrichtung der ersten Fachblätter über Kunst und Kunstbetrachtung nach. Seine Beobachtungen schließen sich in dem Ergebnis zusammen, daß man die wesentlichen Elemente des Entstehens einer sacheigenen Kunstwissenschaft in den schöngeistigen Wochenschriften oder Monatsheften des aufgeklärten Jahrhunderts finden kann. Anders als im schon eher geschmackssicheren Frankreich verlief der Weg von der ersten gelegentlichen Notiz über Malerei, Plastik und Architektur in den Zeitschriften bis zum ersten Spezialblatt für Kunstprobleme in Deutschland nicht geradlinig und keineswegs einheitlich, da in dem Lande des ewigen Partikularismus an jedem Orte andere Meinungen herrschten und andere Einflüsse geltend waren. Deshalb entwirft Lehmann folgerichtig ein ihm frisch und farbig gelungenes Bild von der Hefigkeit, mit der sich die führenden Herausgeber der Journale dieser

Anfangszeit untereinander bekriegten. Eine aufgeschlossene Liebe zur Sache wird aus allen Teilen der Untersuchung spürbar. Zeitungswissenschaftliches Arbeiten, zeitschriftenkundliches Forschen bedeutet wie in anderen Wissenschaften auch das Eindringen und Sichvertiefen in Quellen. Mehr als in jedem anderen Zweige der Wissenschaft aber sind ihre Quellen als Kronzeugen der Vergangenheit ewig frisch erfüllt von jenem in ihnen verbliebenem Hauch des letzten Tages, des neuesten Ereignisses und der allerletzten Nachricht, die damals Gegenwart bedeutete. Das macht das zeitungswissenschaftliche Suchen nach Erkenntnis, das ohne die Verbindung mit der Historie und der Literaturgeschichte meist nur schlecht zu denken ist, zur zeitumfassenden und immer reichste Kulturkenntnis bietenden, fröhlichen Wissenschaft. Lehmanns Arbeit trägt diesen Charakter deutlich zur Schau. Sie versührt, wie das eigentlich jede richtig angefaßte wissenschaftliche Forscherarbeit tun sollte, den Leser leicht, selber an der Hand der Erfahrungen von E. H. Lehmann in die Jugendjahre der deutschen Zeitschriften zurückzudringen und sich als Entdecker zu versuchen. Lehmann gibt ein abgerundetes Bild von jener Vorwärtswicklung, die die deutsche Gebildeten-Zeitschrift in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den tastenden Nachahmungen der englischen, moralischen Wochenchriften bis zur auf dem Gebiete der Kunstbetrachtung so bedeutungsvollen Begründung der ersten großen deutschen Kunstzeitschrift, der „Miscellaneen artistischen Inhaltes“ von 1779–1787 genommen hat. Auch der Stellung der bildenden Kunst und der frühen Kunstkritik in den allgemeiner gehaltenen, schöngeistigen Bildungsjournalen, wie in Wielands „Deutschem Merkur“ und Boies „Deutschem Museum“, die beide der mit dem mehr als sechzigjährigen Leben der „Deutschen Rundschau“ Vertraute nicht ungern als deren charakterähnliche Vorläufer bezeichnen möchte, wird Lehmann bei genauer Untersuchung gerecht. Heute will es jedem Leser einer gepflegten Monatschrift für selbstverständlich erscheinen,

daß sie ihn in sprachlicher Bediegenheit und auf gedanklicher Höhe über alle auftauchenden Kunstfragen unterrichtet. Vor kaum hundertundfünfzig Jahren bedeutete ein solches journalistisches Arbeiten für einen verantwortlich fühlenden Herausgeber die Kühnheit des ersten Schrittes zu einer neuen Spalte über noch unbekannte Diskussionsgebiete. E. H. Lehmann führt alle diese Schwierigkeiten des Anfanges in überlegener Form und schöpferisch erfüllender Einsicht vor. Als ein Stück anziehender Geschichte deutscher Bildungskämpfe verdient die weitblickende Untersuchung die Beachtung eines jeden, der Wert darauf legt, sich in vielen Geistesepochen seines Vaterlandes recht zu Hause zu fühlen.

Wilmont Haacke.

Unterhaltung, kurzweil und etwas Ärger

Manche Autoren schreiben, um sich selbst und andere zu unterhalten. Andere wollen den Zeitgenossen Kurzweil verschaffen, und Dritte wiederum ärgern den Leser bewußt (das sind die bösen Autoren), abgesehen von der letzten Gruppe, deren Vertreter uns unterhalten oder kurzweilen möchten, dafür aber nur langweilen oder ärgern.

Georg Rendl, dessen erste Bücher bereits aufhorchen ließen („Der Bienenroman“ besonders), legt einen neuen Roman „Der Berufene“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Leinen 4,50 RM.) vor. Dieser Versuch stößt weit in die dichterischen Bezirke vor und ist von den hier zu behandelnden Büchern dasjenige, das von tiefster künstlerischer Reife erfüllt ist. Rendl, der aus dem Salzburgerischen kommt und viele Stationen sich erst als Arbeiter hat durchkämpfen müssen, ehe er zur Feder griff, versucht mit diesem Roman, den Erlösungsgedanken aus der katholischen Welt heraus zu gestalten. Ein Mädchen wird von einem jungen Menschen geliebt, aber es stirbt, an Lungenkrankheit. Der junge Mann wendet sich von der Welt ab und geht in ein Kloster. Nirgends überwuchern die Gefühle oder

wird die Sprache bombastisch. Der junge Dichter hat das rechte Empfinden für die zarte und sehnstüchtige Verhaltenheit, die die beiden jungen Menschenkinder auszeichnet. Er malt mit feinen Pinselstrichen und zeigt ein schönes Maß von selbstverständlicher Schlichtheit in seiner Ausdrucksform. — Von angenehmer, unterhaltender Art ist Franz Schnellers „Segel vor Wind“ (Herder u. Co., Freiburg i. Br. Leinen 4 RM.). Alemannisches Blut, wie bei Hermann Cris Bussle, pulst bei Schneller. Seine Jungengeschichte ist humorvoll, breit und bieder erzählt, handelt von den schweren Kriegsjahren und zeigt den Hang zur Weite. Denn ein junger Winger Sohn wird hinausgetrieben in die Welt, aber er findet von seiner Irrfahrt heim an den Oberrhein. Ein solches Volksbuch, das man jungen Menschen nicht vorenthalten sollte. — Einen seltsamen Versuch unternimmt Manfred Hausmann, er eine bereits 1927 erschienene Novelle ausbaut, erweitert und als neues Werk veröffentlicht „Dutje Urps“ (G. Fischer, Berlin. Leinen 3,50 RM.). Hausmann ist, literarisch betrachtet, ein Fall für sich. Das ist aber hier nicht von Bedeutung. Von Interesse wäre einmal eine genaue stilistische Untersuchung über die neue Erzählung gegen die frühere Ausgabe. Die vorliegende Veröffentlichung ist um rund 75 Seiten erweitert worden und als neues Werk zu bewerten. Daß ein Autor wie Hausmann aber bereits derartige Bearbeitungen notwendig hat, läßt einen stutzig werden. Es ist bedauerlich, wo er zur gleichen Zeit etwa seinen „Salut gen Himmel“ als Volksausgabe herausgeben läßt und verkündet, daß er einen neuen Segelfliegerroman vollendet habe. Die Erzählung „Dutje Urps“ ist die beste Arbeit Hausmanns. Sie ist im Grunde eine seiner frühesten. Eine wunderschöne Jungengeschichte, die alle Leiden und Freuden einer Knabenzeit widerspiegelt, eine Dichtung, die über allen anderen Werken Hausmanns steht. — Walter Müller, Wörpswede, zeichnete zwölf gute Knabenbilder zu diesem Buche. — Das Europa um die Wende des 18. zum

19. Jahrhundert gestaltet Otto Flake in seinem Roman „Die junge Monthiver“ (G. Fischer, Berlin.). Die gallanten Abenteuer des jungen badischen Hoffräuleins de Monthiver werden berichtet, und mit diesem abenteuerlichen und amourösen Erleben spürt man in Paris, Rußland, als auch Schweden, wohin das Fräulein durch allerlei Schicksale verschlagen wird, das Ende einer Epoche herannahen, die die Welt heiter und allzu geistig nahm. Es ist ein Buch, das jene Zeit nicht mit den Augen des zeitgebundenen Betrachters der Gegenwart sieht, sondern das um diese Fragen herumgeht. Es ist ein ausgesprochen individualistisches Werk, als solches klug, gut. — Mit einem sehr sauber gearbeiteten Novellenbände wartet Werner Bergengruen auf: „Die Schnur um den Hals“ (Buch- und Tiefdruckgesellschaft, Berlin.) Bergengruen hat eine Anzahl Novellen vereint, für die Titelnovelle erhielt er den Preis der „Neuen Linie.“ Gerade das Gebiet der Novelle und Kurzgeschichte stellt an den Autor besondere Anforderungen stilistisch und in der Konzeption. Bergengruen erfüllt sie. — Mit Geschichten von deutschen Schicksalen in aller Welt wartet ein neuer Autor Barthold Blunck in seinem Novellenbände „Flucht von Mauritius“ (Neuer Sieben Stäbe Verlag, Hamburg) auf. Für einen ersten Band erstaunlich gewandt und geschickte Erzählungen, die für die Folge die Notwendigkeit ergeben, diesen aus hantischem Geist und niederdeutscher Landschaft schaffenden Autor stärker zu beachten. Aus diesem Bande spricht die Lebensart der Deutschen in aller Welt. — Ebenfalls in die Weite schweift der unter dem Pseudonym schreibende Wilhelm Pferdekamp) Arnold Molden mit seinem ersten Buche „Auf Schiffen, Schienen, Pneus“ (Neuer Sieben Stäbe Verlag, Hamburg. Leinen 4 RM.). Das Buch ist neu aufgelegt worden und zeigt deutlich, eine wie erfreuliche Entwicklung dieser Reiseschriftsteller durchgemacht hat (wenn man an sein letzthin erschienenen Buch „Die Perle am Halsband der Erde“ denkt). Eine abenteuerliche Reise durch

Mexiko und U.S.A. wird geschildert, ein wenig unausgeglichen noch, dafür an manchen Stellen wiederum so dichterisch bereits, wie dann spätere Arbeiten in ihrer ganzen Art sind. Wilhelm Pferde-kamp ist der Typus des neuen deutschen Reiseschriftstellers mit durchaus dichterischem Ehrgeiz. — Fritz Müller-Partenkirchen veröffentlicht zwei lustige kleine Bände „Die General-Versammlung“ und „Die gepfändete Almalia“ (Gebr. Reichel, Augsburg). Mit teils satirischer, teils humorvoller oder ironischer Überlegenheit glossiert Müller-Partenkirchen Stoffe, die ihre Berechtigung aus dem Alltagsleben sich holen, und bietet damit auf seine Art Kurzweil. — Zum Abschluß sei noch verwiesen auf: Hans Fallada „Wer einmal aus dem Blechnapf friß“ (Ernst Rowohlt, Berlin). Es ist das Buch eines Mannes, dem alles daneben gelingt und der immer wieder ins Gefängnis zurückkehrt. An diesem Roman zeigt Fallada deutlich seine Schwächen und Mängel in künstlerischer Hinsicht auf Weltanschaulichkeit und gesinnungsgemäß ist zu diesem Buch nichts anderes zu sagen als das, was wir zu seinem „Wir hatten mal ein Kind“ bemerktten.

Unterhaltung, Kurzweil und Ärger sind Dinge, die nicht unbedingt beieinander sein müssen, die aber, wie es das Leben des öfteren so geschehen läßt, zusammentreffen, warum sollte der Leser oder der Kritiker eine Ausnahmeerscheinung sein?

H. G.

Lebensgeschichten

Wilhelm Deimann hat seine Arbeit für das Verständnis des Lebens und Schaffens von Hermann Löns durch die Erweiterung seiner 1922 erschienenen Biographie um eine Briefauswahl gekrönt: „Der Künstler und Kämpfer“ (Hannover 1935, Adolf Sponholz, 320 S., 6,50 RM.). Das Bild dieses Lebens, beginnend mit den Ahnen, endend mit dem Soldatentod, das nach Deimann ein einziger Kampf um die deutsche Seele war, erfährt seine Ergänzung und Be-

gründung durch die Briefausgabe, in der 165 Briefe aufgenommen worden sind mit einem Verzeichnis der Adressaten und Anmerkungen und einem Nachweis der Erstdrucke der Lönschen Skizzen und Gedichte. Das Buch ist von großem Ethos getragen und weist Hermann Löns seinen Ehrenplatz unter den größten deutschen Landschaftsdichtern und als Neuschöpfer der deutschen Tierdichtung an.

Dem Leben eines Kämpfers auf anderem Gebiete gilt die Schrift von Rudolf Stampfuß „Gustav Kossinna, ein Leben für die deutsche Vorgeschichte“ (Leipzig 1935, Curt Rabigsch, 40 S., 0,90 RM.). Alle Schwierigkeiten und auch Anfeindungen haben Kossinna nicht einen Tag in seiner Arbeit und Zielsetzung beirrt, die dahin ging, der deutschen Vorgeschichte den ihr gebührenden Platz und Rang zu erwerben. Ohne Kossinna wäre es nicht möglich, die deutsche Vorgeschichte so als Element deutschen Lebens und Erkennens der eignen Art einzubauen, wie es jetzt durch seine Arbeit gelungen ist.

Der Literaturhistoriker der Basler Universität Wilhelm Altwegg hat in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ als 22. Band der illustrierten Reihe eine Biographie von „Johann Peter Hebel“ erscheinen lassen (Frauenfeld, Huber u. Co. 1935, 296 S. mit 15 Bildern und 3 Handschriftproben, 9,20 RM.). 1875 erschien die Hebel-Biographie von Längin, seitdem eine Unzahl von Einzeluntersuchungen und Arbeiten, aber keine Zusammenfassung. Nun hat Wilhelm Altwegg die Hebel-Biographie geschrieben und dem Manne ein klassisches Denkmal gesetzt, der so unendlich vielen Menschen Erbauung, Erheiterung und innere Bereicherung gebracht hat. Hebel hat nach Goethes Wort „das Universum auf die naivste und poetischste Art in den alemannischen Gebirgen verbauert“. Ein Mann wie Wilhelm Dilthey stellte ihn neben Pestalozzi und Jean Paul; viele bedeutende Dichter zollten ihm ihre lobende Anerkennung. Altwegg hat aus den wertvollen der erschienenen Einzelarbeiten nun das Gesamtbild geformt. Er untersucht die Ahnentafel Hebels und sein

frühestes Erleben, seine Schulung, sein Reisewerden und sein Manneswerk; er würdigt den Brieffschreiber Hebel und den alemannischen Dichter ebenso wie den schriftsprachlichen Erzähler. Ein Abschnitt gilt dem Theologen Hebel und seinem Lebensgang, sowie dem Nachleben. Ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat, der die bibliographischen Nachweise und Anmerkungen enthält, bestätigt den wissenschaftlichen Rang dieser Veröffentlichung, die in ihrer charaktervollen Eigenart ein Musterbeispiel ist, wie man solche Biographien schreiben soll.

Deutschland

Eine notwendige Klarstellung, die von vielen schon angestrebt und deren Folgerungen in manchem Wirkungskreise berücksichtigt wurden, ohne daß sie bisher Allgemeingut geworden wären, unternimmt Emil Meynen in seinem Buche „Deutschland und deutsches Reich“ (Leipzig, J. A. Brockhaus 1935, 255 S.). Diese von der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ mit 40 Abbildungen und 10 Karten herausgegebene Untersuchung über Sprachgebrauch und die Begriffswesenheit des Wortes „Deutschland“ wird von Friedrich Meß eingeleitet. Meynen versteht es, auf Grund der geschichtlichen Rückschau und der Auseinanderlegung des Sachinhaltes, die Idee des Wortes Deutschland wieder zum alten Rang zu erheben. Denn Deutschland ist nicht das, was die Grenzen des Deutschen Reiches umschließen. Eingehende Untersuchung und Berücksichtigung aller Quellen berechtigen Meynen zu der Schlussfolgerung, daß sowohl vom historischen Rückblick, vom volksdeutschen Standpunkt wie vom Sprachgebrauch aus das Wort „Deutschland“ das geschlossene deutsche Volksgebiet bedeutet, daß das deutsche Sprachgebiet in Mitteleuropa sich in enger Verflechtung mit dem Begriff einer eigengestellten deutschen Kulturlandschaft deckt. So bleibt also die Forderung bestehen mit voller Begründung, daß Deutschland und Deutsches Reich nicht miteinander zu verwechseln sind. Mey-

nen beherrscht die Mittel, die uns die Geschichte, die Sprache und die Karten geben, um seine These zu erhärten. Zum ersten Male wird das Wort deutsch im deutschen Schrifttum im Annotierte um 1080 gebraucht. Wenn Meynen schreibt, daß seine Arbeit die Frage nicht völlig erschöpft hätte, so dürfen wir dieser Bescheidenheit widersprechen. Allen, die im volksdeutschen Denken erzogen sind, ist diese Frage keine unbeantwortete mehr; Meynen nun gibt ihnen das wissenschaftliche Rüstzeug, das eigne richtige Gefühl zu begründen und gegenüber abweichenden Ansichten zu verteidigen.

Romane

Otto Freiherr v. Taube tritt nach längerem Schweigen wiederum mit einem eigenen Roman hervor „Die Meßgerpost“ (Merseburg, Friedrich Stollberg 1935, 222 S. 4.80 RM.). Diesmal erzählt Taube — und unsere Leser wissen, wie dieser feingeistige und feinsinnige Essayist erzählen kann — von deutschen Zuständen nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges. Ein verdienter Tübinger Geistlicher, der in den schwersten Zeiten der bedrängten Gemeinde Trost und Kraft des Widerstandes verkörperte, unterrichtet neben seinem eignen Sohn den Sohn eines Meisters der damals hochangesehenen Meßgerzunft. Die Lebenskreise schneiden und verwirren sich: der Meßgersohn ist der geborene Gelehrte, den Pfarrersjungen aber treibt es mit innerster Gewalt zum Handwerk der Meßgerei. Ein äußerer Anlaß wird entscheidend: bei der Wiedereinführung geordneter Zustände greift der Württembergische Herzog auf ein altes Privileg der Meßgerzunft zurück, daß sie nämlich nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet ist, reisende Herzogsboten zu stellen, zu denen sonst nur adlige Junker gewählt wurden. Taube erzählt mit feinstem Einfühlen in die Landschaft, wie es dem Pfarrersjungen mit Hilfe unverzagter Meßgergesellen gelingt, den Lebensplan, den der Vater für ihn aufstellte, umzubiegen nach dem freien und fast rittermäßigen Leben der reisenden Meßger. Das Buch, das in fernern Zeiten spielt, gehört sehr

stark in unsere Tage: Taube weiß von dem Adel des Handwerks und gibt ein Bild, in dem das Aristokratische jedes ehrfamen Handwerks als Idee und Möglichkeit gezeigt wird. Das Buch wird viele Freunde und Leser finden.

Von einem oberschlesischen Münchhausen erzählt Kurt Schubert „Märten von Borwiz“ (Breslau, W. G. Korn 1935, 530 S. 8.50 RM.). Kurt Schubert hält die Fiktion aufrecht, daß es sich hier um eine alte Handschrift handle, die er bescheiden als Herausgeber, nachdem sie auf einigermaßen abenteuerliche Weise in seinen Besitz geraten sei, ans Licht zieht. Wir glauben Herrn Schubert die Handschrift nicht, wir glauben ihm aber, daß er selber — wohl nicht ohne Studium der Quellen — seiner Phantasie die Sporen gegeben hat, so daß in einem dickleibigen und breit-schulterigen Werke hier ein Abenteuerier entsteht, der von seinen tollen Erlebnissen in der Alten und Neuen Welt durch eine unverwüßliche, echt schlesische Art so eindringlich und anschaulich zu berichten weiß, daß es einem schließlich gleich ist, ob auch nur irgendein geschichtlicher Kern zugrunde liegt. Dieser Märten von Borwiz, Sohn eines kaiserlichen Obristen aus dem Dreißigjährigen Kriege, läßt sich von der Heimat und der Pflicht als Gutsherr nicht halten, sondern zieht dem Abenteuer entgegen über See nach Westindien, dem Goldland. Freibeuter nehmen das Schiff, Märten erkennt in ihrem Führer den verschwundenen Jugendgefährten, lebt mit den Freibeutern, macht ihre Raubzüge mit, kommt selber in das letzte, noch erhaltene Reich der Infas, mit deren Prinzessin ihn eine heiße Liebe verbindet, um endlich doch zurückzukehren und die treue Gefährtin seiner Jugendzeit, die sein väterliches Erbe solange verwaltete, zu ehelichen. Der Ton ist gut getroffen, Grimmschen Hausen stand Pate, trotzdem wäre etwas weniger auch hier mehr gewesen. Denn der Schein wird nicht vermieden, als ob dem Verfasser ein heftiger Haß gegen klerikalen Katholizismus die Feder geführt hätte.

Walter Bauer, dessen Romane „Das Herz der Erde“ und „Ein Mann

zog in die Stadt“ mit Recht von der Kritik beachtet wurden, legt unter dem Titel „Die Horde Moris“ eine Reihe innerlich zusammengehörender Erzählungen vor, die im wesentlichen Erinnerungen an Fahrten einer Jungensgemeinschaft in dichterischer Weise verklären (Berlin 1935, Bruno Cassirer, 113 S. 2.80 RM.).

Ein erfreuliches und gesundes Buch ist Walter Vollmers Roman „Die Schenke zur ewigen Liebe“ (Berlin 1935, Propyläen-Verlag, 266 S. 4 RM.). Hier gibt Vollmer, aller Literatur fern, Außen- und Innenleben westfälischer Bergleute. Das Kohlenrevier selber spielt mit in seiner Lebensfülle und unendliches Leben erweckenden Kraft und in seiner unerbittlichen Forderung an alle, die ihm verfallen sind. Ein alter Feuermann, eine Prachtfigur, aus gutem westfälischem Holz geschnitten, will, bedrängt vom zweiten Gesicht, das ihm den Untergang seiner Kinder vorauszusagen scheint, den Sohn aus dem Dienst unter Tage in die freie Himmelsluft des Gärtnerberufs entfernen. Nachdem ihm eine andere Deutung seines Gesichts, daß nämlich er das Opfer sei, jede Furcht benimmt, versucht er, den Sohn wieder zum Dienst im Bergwerk zu bringen. Nun aber will dieser nicht mehr, da er, gepackt durch die Liebe zu einem prächtigen Mädchen, ihr und seinem Nest über der Erde, eben der Schenke zur ewigen Liebe, leben will. Durch die schicksalsmäßigen Verstrickungen des eignen heißen Blutes und Jähzorns scheint das hoffnungsvoll begonnene neue Leben scheitern zu sollen: die Frau erkrankt auf den Tod, der junge Chemann, der notgedrungen wieder seine Schichten versfährt, gerät durch Grubenbrand in letzte Todesnot. Hier nun bewährt er sich dadurch, daß er unter Außerachtlassung eigener Rettung in echter Bergmannskameradschaft und Bergmannsart gerade den Mann rettet, der mitbeteiligt war, ihm den schlechten Ruf zu erzeugen, auf Grund dessen seine wirtschaftlichen Möglichkeiten als Gastwirt bedroht waren. Die todkranke Frau ihrerseits glaubt, dem Tode durch das eigne Opfer den Mann abgewinnen zu

können, der im verschütteten Schacht anscheinend hoffnungslos verloren ist. Vor der Größe solchen Opfers tritt der Tod beiseite, und Liebe und Leben behalten den Sieg. In dem Buche ist so viel echtes westfälisches Volkstum wie echtes Bergmannstum mit aller seiner Herbeität und stellenweisen Rohheit, aber mit dem geraden und richtigen Herzen, daß das Buch zu einem hohen Lied westfälischer Bergmannskameradschaft wird. Anfangs ist jede Gefahr zu großer Gefühlsbetonung vermieden, am Schluß, in der Atmosphäre des zweiten Gesichts und des Opfers, könnte es eine kleine Dämpfung vertragen.

Von einfachen und ursprünglichen Menschen handelt auch der Roman von Dino Buzzati Traverso „Die Männer vom Grabetal“ (Berlin 1935, Propyläen-Verlag, 179 S.), in dem das Schicksal eines italienischen Waldhüters im Kampfe mit der großen und unbarmherzigen Natur auf den Hochgipfeln und mit den Schmugglern geschildert wird. Der in einem Augenblick der Feigheit Geftrauchelte und aus seinem Beruf Gestoßene erstrebt mit der Kraft einer Befessenheit die Rehabilitation durch das Zureckbringen der Schmuggler, und siehe, als er mit der Büchse in der Hand sie alle abschießen kann, erkennt er die Armut und Kleinheit auch dieses Menschentums, und er läßt sie ungehindert ziehen. So siegt er nicht äußerlich, sondern innerlich über den Gewissenswurm und bleibt in der Einsamkeit der Berge, zu denen die Sehnsucht ihn aus dem geordneten und sicheren Leben der Ebene unaufhaltsam trieb. Das Buch ist in Italien mit dem Staatspreis für Erstlingsarbeiten ausgezeichnet. Man kann dem Preisrichterkollegium ein gutes und gesundes Urteil für Echtheit bescheinigen.

Otto Flake setzt sein umfassend und breit angelegtes Werk aus der badischen Geschichte, das mit „Hortense“ begann, der „Die junge Monthiver“ folgte, jetzt durch den Roman „Anselm und Verena“, der sich unmittelbar an „Die junge Monthiver“ anschließt, fort. Flake ist ein Erzähler von hohem Rang und von einem langen Atem, der aber auch

in diesem breitgemalten Roman, nur abgesehen von dem zu zahlreich gegebenen Briefwechsel, nicht ermüdet. Mit seltener Kraft und satten Farben, denen aber auch die zarteren Töne nicht fehlen, ersteht ein Bild der Revolutionszeit und ihrer Auswirkungen auf die deutschen Menschen seiner alemannischen Heimat. Anselm, der im diplomatischen Dienste des Kurfürstentum Badens in Paris sich die Sporen verdient und dank seines stärker als sein Charakter ausgeprägten Gefühlslebens in die vielfachsten Verstrickungen gerät, ist eine problematische Natur, die den Anforderungen männlicher Haltung nicht gewachsen ist. Bis endlich seine erste Geliebte ihm ihre Schwester als vorläufig letzte Liebe, um die er hart leiden und kämpfen mußte, zuführt und so Hoffnung auf Beständigkeit erblüht. Das Ganze enthält so viel Lebensklugheit und ein Wissen um die Problematik der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, daß man stark gefesselt wird in Zustimmung und Ablehnung. Der äußere Rahmen freilich ist bunt genug: der Konsul Bonaparte tritt selber auf, und wir erleben auch seine Krönung zum Kaiser. Die deutschen Menschen der damaligen Zeit Savigny, Brentano, Bettina, Kreuzer, die Günderrode und andere versteht Flake in meisterhafter Zeichnung ohne literarische Beimischung lebendig zu machen. Erschütternd ist der unaufhörlich vermittelte Eindruck der damaligen deutschen Zerrissenheit, des fehlenden Nationalgefühls in den Fürstenhäusern und der Abhängigkeit von der brutalen Gewalt des Korsen. Hier werden indirekt manche Dinge gesagt, die für den ewigen Gegensatz zwischen deutschem und französischem Denken und Fühlen auch für die neue Entwicklung nachdenklich ausgewertet werden könnten. (Berlin 1935, C. Fischer, 504 S.)

Der große Kreis

So nennt sich eine Sammlung, die der Verlag Max Hueber (München) herausgibt unter der Leitung von Erwin K. Münz. Hier vereinigen sich nach den uns vorliegenden Bänden deutsche Dichter und Schriftsteller, die seelisch im deutschen Katholizismus ihre Heimat haben.

Neben J. M. Wehners stärkste Eigenart tragenden Erzählungsreihe um die sieben Bitten des Vaterunser „Das große Vaterunser“, von Eva bis zum Weltkrieg, ist Franz Johannes Weinrich mit einem Bändchen Erzählungen und Dichtungen „Die versiegelte Kuppel“, Heinrich Zerkaußen mit einer feinen Beethovenerzählung „Beethoven in Amsterdäm“ und einem Band Gedichte „Geseegneter Tag“ vertreten. Eine Sammlung Legenden unter dem Titel „Die Mutter Gottes schreitet übers Donauland“, die Erwin K. Münz aus Kaltenbaecks Marienlegenden ausgewählt und neu bearbeitet hat, schließt sich an. Die uns vorliegenden Bände rechtfertigen den Hinweis auf diese Sammlung, unter der sich freilich nach Pressemeldungen auch ungeeignete Bändchen befinden sollen.

Politik

Der vielgewandte Herr H. R. Knickerbocker hat ein neues Buch erscheinen lassen „Rote Wirtschaft und Weißer Wohlstand“ (Berlin 1935, Ernst Rowohlt, 123 S.), deutsch von Franz Fein. In seiner bekannten Art vermeidet Knickerbocker auch hier Entscheidungen und endgültige Urteile. Trotzdem wird auf Grund exakter statistischer Daten dieses Buch zu einem harten Urteil über die Wirtschaftskünste des Kommunismus, denen gegenüber die ernste, aber auch noch nicht zum Abschluß gediehene Arbeit in den umliegenden Staaten Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen helles Licht erhält. Es liegt Knickerbocker nicht, sich zu entrüsten, auch über unerhörteste Dinge, aber in diesem Buche wird selbst sein gelegentliches glattes Weggleiten

über Schwierigkeiten zur Kritik. Nur in diesem Sinne wollen wir dieses Buch des wendigen Journalisten positiv werten. Er schließt mit den Worten von Keynes: „Wenn uns der Kommunismus als Mittel zur Verbesserung der Wirtschaftslage angeboten wird, ist er eine Beleidigung für unseren Verstand. Wird er aber als Mittel zur Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage angeboten, so liegt darin seine raffinierte, seine nahezu unwiderstehliche Anziehungskraft.“

Der Zeichner Timmermans

In einer Reihe „Die Zeichner des Volkes“, in der schon Barlach, Kolbe, Käthe Kollwitz, Paula Modersohn, Ruth Schumann, Heinrich Zille, Edward Munch und deutsche Bildhauer der Gegenwart geschildert sind, erscheint jetzt im Rembrandt-Verlag (Berlin) ein erfreuliches Buch: Adolf v. Haßfeld „Felix Timmermans, Dichter und Zeichner seines Volkes“ (75 Abbildungen, 108 S.). Timmermans selber schreibt von seinem Leben, Adolf v. Haßfeld über Felix Timmermans in vier Abschnitten: Glandern, Das Jesuskind in Glandern, Pallieter und der Esel Baudewein. Ein Kapitel aus Timmermans „Der Esel Baudewein“ ist angeschlossen, und Karl Jacobs würdigt den Maler Timmermans. Dies ist ein Buch menschlicher Werte und menschlicher Wärme, und nur so kann man an das menschliche und künstlerische Phänomen Timmermans richtig herankommen. Haßfeld versteht es, in seiner Deutung dieses Phänomens den Ton zu treffen, den Timmermans selber anschlägt. Man hat das Gefühl, in einer sehr ordentlichen, sehr anziehenden und sehr behaglichen Gesellschaft verweilt zu haben. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Klinghardt, Frankfurt/Main. — Joachim Günther, Hohenneudorf bei Berlin. — Dr. Martin Kessel, Berlin. — Dr. Leonhard Adam, Berlin. — Hans Grimm, Lippoldsberg a. d. Weser. — Wolfgang Goetz, Gütergoß bei Stahnsdorf. — Heinz Grothe, Berlin. — Wilmont Haacke, Berlin.

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die Schriftleitung erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Bei Anfragen ist das Rückporto beizufügen.

Die unsterbliche Landschaft

steht liegt das achte Heft des von Erich Otto Volkmann herausgegebenen Bildwerkes über die Kriege des Weltkrieges vor: „Polen“ (Leipzig 1915, Bibliographisches Institut, 15 Seiten Text, 12 Abb., eine mehrfarbige Karte). Auch hier hat Volkmann wiederum mit Meisterschaft die Landschaft und läßt die großen Zusammenhänge, die vom kriegerischen Geschehen, auch von der Landschaft ausgehen, sichtbar werden. Den deutschen Soldaten ist während des Krieges die polnische Landschaft niemals fremd geworden, immer blieb etwas Fremdes, ja Unheimliches, das man nicht in den eignen Lebenskreis einordnen konnte. Am Schlusse endlich entwirrt sich das tiefere Geheimnis: die damals noch von russischem Einfluß verhaßte Landschaft, deren Wäldern, Ebenen und Sümpfen dunkle Kräfte lauerten, überwältigte, als der rote Ansturm kam, die seelische Widerstandskraft des deutschen Soldaten, so daß er den Schauplatz unerhörter Siege in glänzender Waffentaten mit verlorener Ehre und Streckung der Waffen und durch Anbiederung an die roten Horden verließ. Bis endlich deutsche Truppen in schnell zusammengestellten Formationen den Siegeslauf der Moskowiter an den deutschen Grenzen abbrechen und so auch für ihre mißleiteten Kameraden die deutsche Waffenehre wieder herstellen konnten. Gerade diesem Band eignet besondere Bedeutung, denn dem richtigen Verständnis zwischen

In der Reihe Meyers Bunte Bändchen
erschienen soeben:



Die Briefmarke als Weltspiegel

von Max Büttner.

Mit 203 Abbildungen in mehrfarbigem Offsetdruck und erläuterndem Text

Büttner hat die Marken nicht nach Staaten, sondern nach Themen geordnet. Es ist außerordentlich reizvoll, zu vergleichen, welche Motive in den verschiedenen Ländern gemeinsam verwendet wurden und worin sie sich voneinander unterscheiden. So finden wir z. B. eine Bildtafel „Weltgeschichte“, eine andere „Literatur u. Musik“ usw.

Pappband 90 Pfennig

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Bibliographisches Institut u. s., Leipzig

Soeben erscheint

Friedrich Nietzsche und die deutsche Zukunft

Von Professor Dr. Richard Dehler

IV und 132 Seiten, gebunden RM. 3.—

Inhalt: Die Reinigung der Luft — Die gefundenen Werte — Führer und Geführte
Die natürliche Rangordnung — Die Herren der Erde

Zu dieser aus tiefstem Erleben erwachsenen gläubigen Schrift des bekannten Nietzsche-Forschers, die Nietzsches Gedankenwelt in Beziehung setzt zu den neu zu schaffenden Lebensformen der deutschen Zukunft, schreibt die Schwester des Philosophen: „Mit großer Freude höre ich, daß das Buch von Professor Dehler in Ihrem Verlag jetzt erscheint. Das ist sehr wichtig, da es zum erstenmal die großen Zusammenhänge zwischen der Kulturphilosophie Friedrich Nietzsches und der nationalsozialistischen Weltanschauung aufweist, weshalb es sobald wie möglich gelesen werden muß.“

gez. Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche

Armanen-Verlag / Leipzig und Frankfurt am Main

Ein willkommener Wegweiser
für alle rassenkundlich und naturwissenschaftlich Interessierten

Die Rassen der Menschheit

Von Dr. H. Weinert

Direktor des anthropologischen Instituts der Universität Kiel

Mit 94 Abbildungen

Geheftet RM. 4.60, gebunden RM. 5.60

Aus dem Inhalt: I. Einleitung: Versuch eines Rassenstammbaumes. II. Entstehung und Entwicklung der Menschheit. III. Plan des Rassenstammbaumes. IV. Rassenmerkmale. V. Die Rassen

Wie das Buch beurteilt wird:

„Ein zuverlässiges, übersichtliches und preiswertes Buch der Rassenkunde der Menschheit, das neben den Hauptrassen auch die wichtigsten Unterrassen auführt, ohne natürlich jeden Rassensplitter zu erwähnen. Mit sicheren Strichen werden die einzelnen Rassen in naturwissenschaftlicher Weise in bezug auf den Körperbau, die geistigen Anlagen und die seelische Haltung gekennzeichnet. Auf die noch ungelösten Fragen der Abstammung und des Rassenstammbaums wird stets hingewiesen. Treffliche Photos erleichtern das Kennenlernen der Rassentypen.“ (Der Naturforscher)

„... Der Verfasser behandelt in krasser und klarer Vortragsform ‚Die Rassen der Menschheit‘. Er bleibt nicht dabei stehen, die grundlegenden Werke von E. Haeckel und Dr. von Ciesielski der Allgemeinheit zu erschließen, sondern liefert durch die Art, in der er die offenen Fragen behandelt, eine beachtenswerte selbständige Leistung. Die Übersicht gewinnt noch durch eine vortreffliche Bilderauslese...“

(Dr. Prowe, Reichsstelle für Sippenforschung, Berlin)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig • B. G. Teubner • Berlin

Das Wesen der soldatischen Erziehung

Von Oberstleutnant Friedrich Altrichter

Die Erziehung in der bisherigen kleinen Reichswehr und dem alten deutschen Heer der allgemeinen Wehrpflicht stand bekanntlich auf einer bewunderungswürdigen Höhe. Dessenungeachtet fehlte aber ein allgemeines Werk über das Wesen und die Methoden der soldatischen Erziehung. Alle vorhandenen Schriften beschäftigen sich immer nur mit Einzelfragen oder praktischen Anleitungen für bestimmte Dienstzweige. Der gesamte ungeheure Bildungsstoff vererbte sich hauptsächlich in Form mündlicher Überlieferung. Der nachdenkende Führer aller Grade hat das Fehlen eines umfassenden Werkes über die Fragen der Soldatenerziehung stets als eine Lücke empfunden. Das Buch von Altrichter ist nun geeignet, diese Lücke vollkommen zu schließen und kein denkender Deutscher, dem die Wiederaufrichtung der Wehrkraft unseres Vaterlandes am Herzen liegt, kann an dem Buche vorbeigehen.

Broschiert RM. 4.50

In jeder Buchhandlung erhältlich

Ganzleinen RM. 5.50

Verlangen Sie Prospekte!

VERLAG GERHARD STALLING • OLDENBURG i. O. / BERLIN

schland und Polen, das nur gewonnen werden kann durch das richtige Begreifen auch der Landschaft, und die entscheidende Bedeutung für eine Befriedigung im Osten zu und dadurch die letzte Sinngebung des gesamten Weltkriegsgeschehens. Volkmann stellt die Frage, ob man in diesem Zusammenhang nicht in früheren Zeiten einmal den Schlachten in Polen eine höhere Bedeutung wird zuweisen müssen als den Kriegen und Niederlagen im Westen. D. R.

Ein Heimatbuch

"Zwischen Harz und Lausitz" nennt Robert Rudolph sein Heimatbuch vom Gau Halle-Merseburg (Breslau 1935, Ferd. Hirt, 224 S., 165 Abb., 1 vierf. Karte 4.80). Zu dem Buche schrieb der Leiter R. Jordan ein Geleitwort. Rudolph gliedert sein warmherzig geschriebenes Buch in die Abteilungen: Heimatland, Land der Arbeit, Von Volk und Kultur, Von unseren Schulen, Vaterland, nur dir! Hat es verstanden, für alle behandelten Themen kundige Mitarbeiter, fast alle selber im Gau betätigt, zu gewinnen, und hat auch Prosa und Verse angezogen, um ein lebendiges Bild des Volkslebens entstehen zu lassen. Die historische Bedeutung der Schicksalslandschaft wird durchaus gewürdigt, das Ziel des Buches geht dahin, der Gegenwart das Heimatland zu dienen. Durch die geübte Schreibdisziplin der einzelnen Mitarbeiter, die auf engstem Raum das Notwendige sagen, ist hier ein sehr lebendiges und seinen Zweck voll erfüllendes Buch zustande gekommen. D. R.

Das Niederdeutsche Gesicht:

Niederfachsen in Wort und Bild. Von Dr. Emil Hinrichs. Mit 100 ausgewählten Künstleraufnahmen. Lurusband in Ballonleinen RM. 4.—.

Die Oberflächenformen Schleswig-Holsteins und ihre Entstehung von Prof. Dr. Rudolf Struck. 64 Abb. RM. 3.—.

1000 Jahre Plattdeutsch. Band II, herausgegeben von Prof. C. Borchling. Halb-leinen RM. 6.—.

Niederdeutsche Art und Sprache. Ein Bekenntnis von Albert Mähl. Kartonierte RM. 1.50, Leinen RM. 2.50.

Neuererscheinung Oktober 1935:

Schabellen, Volkskundliche Federbissen aus der niederdeutschen Formenwelt in 500 Federzeichnungen von Hans Förster. Ganzleinen RM. 3.—.

Verlangen Sie Gesamtprospekt vom
Franz Westphal Verlag
Scharbeug / Lübeck

Ludwig Klages

Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck

5., völlig umgearbeitete Auflage von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“. VIII, 361 Seiten mit 62 Abbildungen im Text. 1935. Gr.-8°. RM. 9.60, gebunden RM. 11.60

Die Neuauflage des seit Jahren vergriffenen Werkes „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ ist in allem Wesentlichen ein neues Buch, das zum erstenmal die Gesamtwelt der Ausdruckstatsachen nicht nur des Menschen, sondern auch des Tieres, nicht nur der Bewegungen, sondern auch der vegetativen Erscheinungen, nicht nur der Vorgänge selbst, sondern auch ihrer Niederschläge in bleibenden Gebilden mit den Erkenntnismitteln der Erscheinungswissenschaft erschließt. Das Werk gibt mehr, als eine Auf-schrift versprechen kann: die Theorie der Wahrnehmung, der Entstehung des Menschen, der Sprache, der Schrift, der Künste. Es ist deutsch und allgemeinverständlich geschrieben und wendet sich an jeden, dem Weltanschauungsfragen am Herzen liegen, ganz besonders aber an den Biologen, Psychologen, Völkerforscher, Kulturgeschichtler und Sprachwissenschaftler.

Fordern Sie bitte mein Verzeichnis „Ludwig Klages und seine Werke“ an. Es enthält ein ausführliches Inhaltsverzeichnis dieses Werkes. Es ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Johann Ambrosius Barth / Verlag / Leipzig

Soeben ist erschienen:

Bedeutende Frauen der Gegenwart

Zehn Frauenbildnisse von Jo van Ammers-Küller

Format 15×20 cm. Umfang 328 Seiten und 10 Bildtafeln mit den Porträts der dargestellten Frauen. Bestes holzfreies Papier. Preis in Leinen gebunden RM. 6.—, geheftet RM. 4.50

Inhalt:

Mary Wigmann, die phantasievolle Künstlerin, deren Tanz ohne Musik Leidenschaften und Erschütterungen vermittelt.

Elfa Brändström, die Frau, die die erschütternde Not der Kriegsgefangenen in Rußland linderte.

Winfred Wagner, die Richard und Cosima Wagners musikalische Erbschaft schöpferisch verwaltet.

Yvette Guilbert, die arme Näherin mit einer trostlos grauen Jugend, die dennoch die Welt eroberte.

Dr. Maude Royden, die englische Predigerin von Gottes Gnaden und die große Menschenfreundin.

Madeleine Vionnet, die als Midinette begann und heute die bedeutendste Modeschöpferin von Paris ist.

Julia Culp, die Sängerin von Weltruhm, einer der leuchtendsten Sterne am Musikhimmel.

Rosa Manus, die aus der Enge ihres Daseins zur großen Vorkämpferin für das Frauenstimmrecht emporstieg.

Dr. Charlotte Bühler, die große Wiener Sucherin nach Menschen- und Lebenskenntnis der Kinder.

Käthe Dorsch, die begnadete deutsche Schauspielerin von höchstem Reiz.

Mit einem ergreifenden Einfühlungsvermögen und mit vollendeter Darstellungsfunktion werden diese Frauen und ihr Leben von der großen holländischen Dichterin Jo van Ammers-Küller geschildert. — Vorrätig in allen Buchhandlungen



Carl Schünemann
Verlag
Bremen

Brückenbücher

Auch die weiteren Bände dieser Sammlung Num-
6—9 bringen bemerkenswerte Werke auch junger
oren, unter ihnen wiederum die Übersetzung zweier
nischer Erzählungen in der Übertragung von Hein-
Kois, und zwar Michal Choromauski: „Eine
rückte Geschichte“, und Ferdynand Goetel:
orarbeiter Czaj“. Wenn auch die Auswahl
l mehr durch Zufallstreffer als durch systematische
achtung der neueren polnischen Literatur bedingt
und die „verrückte Geschichte“ nichts spezifisch
nisches gibt und dazu keine besonderen Qualitäten
weist, so kommt in Goetels Erzählung aus einem
nischen Gefangenenlager in Turkestan durch die
einsame Heimatssehnsucht etwas von der polni-
n Volksseele heraus. Auch Alois Patins „Der
eister von Prüfening“ und Friedrich Jaksch
ott stellt die Zeiger“ verdienen Beachtung.
sch versucht in einer Gedichtreihe das Schicksal
s Volkes zu gestalten. Alois Patin erzählt mit
htenden Farben die Geschichte von der Liebe eines
nches, der ein Maler war, und erweist sich auch
wieder fähig, vergangene Zeiten glaubhaft und
prägsam erstehen zu lassen. — Jedes Bändchen
et 0.80 RM. D. R.

In diesem Heft liegt eine Werbeschrift des Nibe-
gen-Verlages, Berlin NW 40, sowie des Kurt
winkel Verlages, Heidelberg, bei. Wir bitten
ere Leser, diese Prospekte besonders zu beachten.

Für Menschen von Kultur —

und für Menschen, die Freude
an den Schönheiten der Welt
haben, bedeutet jedes neue
Heft der Monatsschrift

ATLANTIS LÄNDER · VÖLKER · REISEN

ein Erlebnis. Ein Jahres-
abonnement kostet nur
15 RM. „Atlantis“ ist in allen
Buchhandlungen erhältlich.

Die West-Ostbewegung in der deutschen Geschichte

Ein Versuch zur Geopolitik Deutschlands

Von Professor Dr. **Ekkehart Starik**, Berlin

Mit 4 Karten. 278 Seiten. Kartoniert 7.— RM

Mit dem Unbedenklichkeitsvermerk der Parteilamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS-Schrifttums versehen. (10. 5. 35.)

Verfasser begnügt sich nicht damit, die bisher gewürdigten Tatsachen mittelalterlichen und neuzeit-
lichen Weltens aneinander zu reihen. Er beginnt mit der Zeit, in der erstmalig menschliche Entwicklung
Westen nach Osten bemerkbar wird. Er weist den deutschen Urstromtälern eine einzigartige Bedeutung
und bringt den Verlauf der indogermanischen und germanischen Völkerbewegung mit diesen eiszeit-
lichen Gebilden in engste Beziehung. Auch im Mittelalter, das die Fortsetzung der vorgeschichtlichen,
weisen Ausdehnung bedeutet, werden die Urstromtäler Mittler und Träger deutschen Schicksals. Selbst
in die neue Zeit hinein ist die Wirkung der Urstromtäler auf die räumliche Erweiterung Brandenburg-
preußens dargelegt. — Die großen Lebenslinien des deutschen Geschehens sind klar herausgestellt und
in das Werk zu einem wissenschaftlichen Beweis der östlichen Sendung des deutschen Volkes werden.

ferdinand hirt in Breslau

Martin Nind
**Wodan und germanischer
Schicksalsglaube**

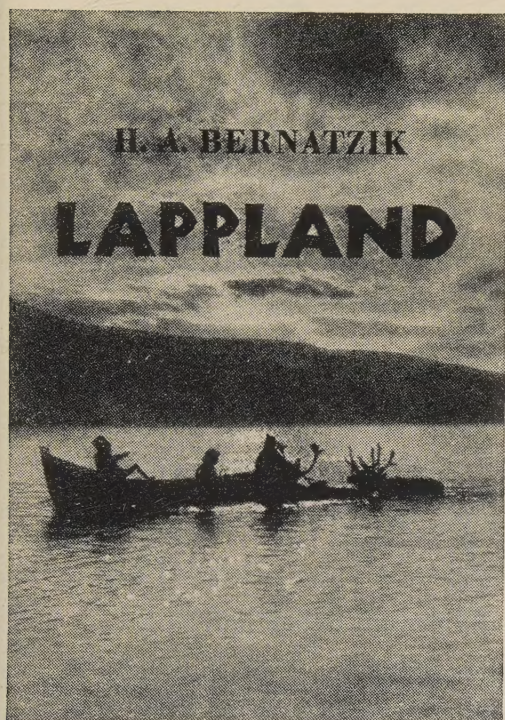
356 Seiten Lexikonformat. Mit 8 Bildtafeln, geh. 7.—, in Leinen 9.50

Mythen und Sagen. Die Namensherleitung. Gott des Schweifens, Sturmgott und Wanderer. Kampfgott, Wunsch- und Minnegott, Herr der Toten und des Lebens. Schrecker und Siegesgott. Walkyren-, Fylgien- und Schicksalsglaube. Die Schicksalsbeziehung Wodans. Gott des Zaubers, des Wissens, der Runenkunde. Dichtergott.

Sieben Jahre Forscherarbeit liegen diesem Werk zugrunde, das zum erstenmal wieder seit 80 Jahren den Versuch unternimmt, den Wodansglauben in seiner Gesamtheit darzustellen. Nicht um Wodansverehrung geht es hier, sondern um die tiefste Frage der germanischen Religion – dem Verhältnis zum Schicksal. Martin Nind, der aus dem Kreise um Ludwig Klages kommt, behandelt die wichtigsten Fragen der germanischen Religionsgeschichte, darüber hinaus erschließt er von der Symbollehre aus vollkommen neue Perspektiven und zeigt, worin die Eigentümlichkeit der germanischen religiösen Haltung liegt. Er setzt die Linie der Brüder Grimm, Brentano und Uhland fort, denen es darum ging, dem Volke im Spiegel seiner frühgeschichtlichen Werke die Erkenntnis eigner Art zu vermitteln und den Sinn der Geschichte, in dem sich das Schicksal unserer Rasse entschieden hat, neu zu beleuchten. Er weist nach, daß die religiöse Vorstellungswelt der Germanen im Metaphysischen ihren Ursprung hatte, im Glauben an die Urmächte alles Lebens, die als Schicksal erscheinen und alles Lebendige bestimmen. Er veranschaulicht das an Hand der für jene Frühzeit kennzeichnenden Erlebnisse, wie sie uns alte Volksüberlieferungen, besonders aber die Isländersagas wahrheitsgetreu schildern, ferner an den lange bis ins Christentum hinein nachwirkenden Kultsymbolen, endlich an Mythen, Sagen, Märchen und Heldenliedern. Ein reiches Quellenmaterial aus der Sprach- und Religionswissenschaft begründet diese Auffassung im einzelnen. Es entsteht so eine umfassende Weltanschauung der Germanen, der als gewaltige Bildgestalt die Gotik entsprang.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Nomadenleben unter der Mitternachtssonne



128 Seiten Text und 90 Bilder auf Kunstdrucktafeln
In Ganzleinen 5.80 RM

wertvoll sind. Die zahlreichen und schönen Abbildungen auf Kunstdruckpapier geben eine erfreuliche und wesentliche Ergänzung des Textes; was sie bieten, ist wohl geeignet, uns diese ferne und fremde Welt im hohen Norden zu erschließen. Indem wir voller Staunen die Schönheit der Abbildungen genießen, bietet sich uns in ihnen eine einzigartige Verlebendigung von Bernatziks Schilderung dar.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

Hugo A. Bernatzik, der uns im vorigen Jahre das lebensvolle Bild einer bezaubernden Inselwelt in seinem Buch „Südsee“ schenkte, schlug diesmal mit seiner Frau die Zelte im hohen Norden auf und berichtet von seinen Erlebnissen in seinem neuesten Werk „Lappland“. Monatlang ist er mit den Wanderlappen umhergezogen, hat mit ihnen Alltag und Feste, Freud und Leid geteilt. Es entstand wiederum eins der Bücher, die jene dichterische Darstellungskraft mit erlebtem Wissen vereinen, derentwegen uns Bernatziks Werke so

S o e b e n e r s c h i e n :

Frühe deutsche Lyrik

*Ausgewählt und erläutert von Hans Arens
mit einer Einleitung von Prof. Arthur Hübner*

Die vorliegende reich bebilderte Auswahl bringt die köstlichsten Stücke der mittelalterlichen Lyrik in der Ursprache. Kurze Übersetzungshilfen unter dem Text ermöglichen es jedem, die Schönheit der frühen deutschen Lyrik auf sich wirken zu lassen, ohne daß durch eine Übertragung ins Neuhochdeutsche der Schmelz der alten Kunst beschädigt würde. Die Auswahl ist so reich, daß sie ein lebendiges Bild von allen Arten mittelalterlicher Lyrik vermittelt, ohne einseitig eine besondere Gattung herauszuheben.

Die Einleitung aus der Feder des Berliner Germanisten Professor Hübner führt in kurzen klaren Sätzen in das Wesen der mittelalterlichen Lyrik ein und trägt wesentlich zur Erleichterung des Verständnisses bei.

In Leinen gebunden RM 4.80

Weidmannsche Buchhandlung • Berlin SW 68

Meyers Haus-Atlas

170 Haupt- und Nebenkarten, Einleitung „Die Erde im Spiegel der Landkarte“ mit 51 Karten im Text, von Dr. Edgar Lehmann. Alphabetisches Register. Format 25 × 35 cm.



Das völlig Neuartige dieses Kartenwerkes besteht darin, daß es neben den Karten sämtlicher Länder und Erdteile eine stattliche Anzahl von Sonderkarten enthält, die die Reisegebiete Mitteleuropas in großen Maßstäben darstellen. So wird z. B. die politische Karte von Baden und Württemberg durch drei Sonderkarten: „Schwarzwald“, „Bodensee“ und „Schwäbische Alb“ im Maßstab 1:300 000 ergänzt. Ebenso sind die übrigen Mittelgebirge (Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge, Sächsische Schweiz usw.), die Reisegebiete Norddeutschlands (Seebäder, Lüneburger Heide, Masurische Seen usw.) die bayrischen, österreichischen, schweizerischen Alpen mit Sonderkarten großen Maßstabs vertreten.

*

Dieser neue Atlas wird allen Anforderungen gerecht. Er ist der in seiner Art einzige Atlas für das deutsche Haus, der in erster Linie dem praktischen Leben dient. Als „Atlas zum Planemachen“ wird er jeden Reiselustigen begeistern.

Er kostet in Leinen

nur **12** RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Bibliographisches Institut AG.

in Leipzig

Neben den Karten der Erdteile und Länder enthält Meyers Haus-Atlas folgende

Sonderkarten der Reisegebiete:

Norddeutschland

Lüneburger Heide 1:500 000
Holsteinische Schweiz 1:100 000
Mecklenburgische Schweiz 1:200 000
Berlin mit Vororten 1:200 000
Usedom-Wollin 1:150 000
Usedom; Bansin-Zinnowitz-Carlshagen 1:200 000
Insel Rügen 1:200 000
Umgebung von Neubrandenburg, Neustrelitz und Fürstenberg 1:200 000
Oberland 1:500 000
Masurische Seen 1:300 000

Mittelgebirge und Westdeutschland

Ruhrgebiet 1:500 000
Rheingau 1:150 000
Rhein, Rüdeshelm-Koblenz 1:200 000
Mosel, Trier-Koblenz 1:250 000
Südlicher Schwarzwald 1:300 000
Bodensee 1:300 000
Schwäbische Alb 1:400 000
Erzgebirge 1:250 000
Sächsische Schweiz 1:150 000
Thüringer Wald 1:300 000
Harz 1:150 000
Riesengebirge 1:100 000

Franken und Bayern

Fränkische Schweiz 1:100 000
Fichtelgebirge 1:100 000
Bayerischer und Böhmer Wald 1:250 000
Allgäu-Lechtal 1:275 000
Rosenheim-Traunstein-Kufstein 1:350 000
Walchensee-Garmisch-Partenkirchen-Reutte-Oberinntal 1:250 000
Wetterstein-Gebirge 1:100 000
Tegernsee-Achensee-Untertinntal 1:250 000
Berchtesgadener Alpen 1:250 000

Schweiz und Österreich

Vierwaldstätter See 1:225 000
Genfer See 1:340 000
Montreux und Umgebung 1:60 000
Reutte-Zuger See 1:175 000
Bernere Oberland 1:250 000
Montblanc 1:285 000
Monte Rosa 1:285 000
Die Dolomiten 1:300 000
Ötztaler Alpen 1:340 000
Zillertaler Alpen 1:300 000
Umgebung von Bozen 1:250 000
Hohe Tauern 1:300 000
Salzkammergut 1:250 000
Semmering, Schneeberg-Rax- und Schneealpe 1:280 000